

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Badische Schule. 1934-1939 1936

8 (18.4.1936)

Die badische Schule

Verantwortlich: Oberregierungsrat Dr. Ernst Fehrle, Karlsruhe

Rückblick auf die Reichstagung der deutschen Erzieher in Bayreuth.

Über 30 000 deutsche Erzieher und Erzieherinnen aller Schularten und Erziehungsberufe waren dem Rufe des Nationalsozialistischen Lehrerbundes zu seiner diesjährigen Reichstagung und zur Einweihung des Hauses der Erzieher in Bayreuth gefolgt. Dem aufmerksamen Beobachter mußte deutlich werden, daß sich offensichtlich in der deutschen Erziehererschaft gegenwärtig ein bedeutsamer Strukturwandel vollzieht. Der Reichswalter des NSLW., Gauleiter Wächler, deutete diese innere Umstellung der Erzieherpersönlichkeit und ihrer geistigen Zielsetzung als eine „Wendung vom Stoffglauben zum Bekenntnis zur völkischen Blut- und Schicksalsgemeinschaft“, die nur durch Charaktererziehung verwirklicht werden könne.

In zahlreichen ähnlichen Erklärungen bei den verschiedensten Gelegenheiten während der Tagung wurde erhärtet, daß sich die deutsche Lehrerschaft bewußt von der überkommenen Bildungsgrundlage des Stoff- und Fachwissens und der Überbewertung dieser Dinge abwendet, um sich neue Maßstäbe für eine „der nationalsozialistischen Weltanschauung entsprechenden, wesensgemäßen Volks- und Lebensordnung“ zu suchen. Die Auseinandersetzung mit den nationalsozialistischen Rassengrundsätzen und die Vertiefung in diese Erkenntnisse hat an dieser Neuausrichtung der deutschen

Erziehererschaft sichtlich einen bedeutsamen Anteil; immer wieder wurde in den Referaten und Einzelaussprachen auf der Reichstagung auf die Erkenntnis Bezug genommen, daß „die Erziehungsmöglichkeiten durch die Anlagen des Menschen, durch das Erbgut des zu Erziehenden beschränkt“ seien. Es kann nur begrüßt werden, wenn aus solcher Einsicht in die rassischen und körperlich-geistigen Bedingtheiten die folgerung gezogen wird, daß dem unabänderlichen Schicksal nur mit heroischer Haltung begegnet werden könne, daß die Furcht als Erziehungsfaktor entthront und durch Glaube, Stolz und Opferbereitschaft ersetzt werden müsse. Wo die „Erziehung zu einem sittlichen Ehrgefühl“ proklamiert wird, ist die Stufe des „intellektuellen Paukertums“ in Wahrheit überwunden.

Dabei verdient unterstrichen zu werden, daß diese Umstellung — obwohl sie hier und da in mehr mythischen Wortprägungen vorgetragen wird, als es dem sicherlich sehr zielklaren Führungswillen der Reichswaltung des NS-Lehrerbundes dienlich erscheinen mag — instinktiv so sicher ist, daß sie nicht bei idealistischen Schlagworten hängen bleibt, sondern den nationalsozialistischen Totalitätsgedanken bewußt auch auf diesem Gebiete der Erzieher- und Erziehungs-

reform zur Richtschnur erhebt, indem das Bekenntnis zur Gefährlichkeit des Lebens nachdrücklich in das neue Bildungsideal eingeschlossen wird. „Knaben müssen gewagt werden, wenn Männer gewonnen werden sollen!“, wiederholte der Hauptstellenleiter des NSLB. für Erziehung und Unterricht ein bekanntes Wort Nietzsches und forderte, daß es sich jeder Erzieher an seine Schulstube schreibe.

Im Mittelpunkt der Reichstagung stand die feierliche Einweihung des Hauses der deutschen Erziehung, das nach dem Willen des Gründers des NS-Lehrerbundes, unseres zu früh verstorbenen Hans Schemm, symbolhaft über einem Arm des Roten Maines errichtet worden ist und die werdende Einheit der deutschen Erzieher aus allen deutschen Gauen zum sichtbaren Ausdruck bringen soll. Der schlank hochstrebende Bau, bewußt nach gotischem Vorbild geformt, wird nun über Jahrhunderte hinaus von dem Geist und Erneuerungswillen der nationalsozialistischen Erzieherenschaft künden. Rings um die große Weihehalle des Hauses der Erziehung herum liegen die Dienst- und Arbeitsräume der Referenten der Reichswaltung des NSLB., um so in einem nochmaligen Sinnbild die organisatorische und weltanschauliche Geschlossenheit des deutschen Erzieherstandes darzustellen. Reichswalter Wächtler sprach in seiner Weiherede den Wunsch aus, daß das neue Haus das Gewissen der deutschen Erzieher werden möge, von dem immer härtere und strengere Forderungen und Richtlinien an die Mitgliedschaft ausgingen, die durch Tausende und aber Tausende von freiwilligen Opferbeträgen den Bau erst ermöglicht hätten. Der Nationalsozialistische Lehrerbund erhebe in dieser Stunde feierlich den Anspruch, Träger der nationalsozialistischen Erziehungs-idee und der neuen Erziehungswissenschaft zu werden! Drei Aufgaben seien seinen Mitarbeitern im Haus der Erziehung zunächst gestellt: die Vorbereitung der Schulreform, die noch in diesem Jahre verwirklicht werden solle, die Bahnung praktischer Wege für die Neugestaltung des Unterrichts und die unermüdliche Mitarbeit an der Ausgestaltung des neuen Weltbildes als der Voraussetzung für das Schaffen von neuen Generationen deutscher Lehrer und Erzieher.

Neben dem Hinweis auf die bevorstehende Schulreform mußte in den Ausführungen des Reichswalters Wächtler, der naturgemäß bei wiederholten Gelegenheiten während der Tagung des Wort ergriff, besonders eine Ankündigung der baldigen Auflösung der Konfessionellen Lehrerverbände beachtet werden. Es gebe in Deutschland nur eine Macht, nach der die Erziehung ausgerichtet werde: Adolf Hitler und seine Bewegung. Er fordere die Angehörigen des NS-Lehrerbundes auf, keine Gemeinschaft mit denen zu pflegen, die sich abseits stellten und sich diesem Anspruch entzögen.

Über die organisatorische Entwicklung des NSLB. vermochte Reichswalter Wächtler imponierende Zahlen mitzuteilen: über 300 000 deutsche Erzieher und Erzieherinnen sind bisher vom NSLB. zusammengefaßt worden, wobei sich freilich die Schul-

amtskandidaten und Kindergärtnerinnen verhältnismäßig in höherem Hundertsatz beteiligt haben als die Dozenten und Lehrer an Höheren Schulen. Von den Mitgliedern des NSLB. gehören 30,2% der NSDAP. an, 51% sind politische Leiter, 20,1% sind in der SA., SS. oder im NSKK., 6,1% in der HJ. bzw. im Jungvolk und 11% im BDM. tätig. 40% der Mitglieder sind Angehörige der NS-Frauenschaft, 80% gehören der NSV. an. In diesem Zusammenhang richtete Reichswalter Wächtler an seine Erzieher den dringenden Appell, ausnahmslos der NS-Volkswohlfahrt beizutreten. Wer sich dieser Pflicht entziehe, für den sei auch kein Platz im NS-Lehrerbund! Durch die Lager Schulung des NSLB. konnten bisher 25% aller Volksschullehrer geschult werden. Insgesamt sind bisher 85 276 Lehrer in kurzfristigen oder mehrtägigen Lagern geschult worden; über 1200 Lager und Schulungskurse wurden bisher durchgeführt.

Auch sonst erbrachte die Reichstagung eine Fülle interessanter Feststellungen, die im Rahmen eines Übersichtsberichtes nur am Rande gestreift werden können. Auf den veranstalteten 41 Sondertagungen der Reichsfachschaften und Reichsfachgebiete des NSLB. kamen, obgleich angesichts der allgemeinen Lage des Erzieherstandes auf der Haupttagung die fachlichen Aufgabengebiete stark in den Hintergrund traten, doch zahlreiche Einzelfragen zur Besprechung. So wurde die Auflösung des „Reichsbundes der deutschen Schullandheime“ vollzogen und der Übernahme seiner Aufgaben durch den NSLB. zugestimmt. Daß die angeschlossenen Schulen dabei nicht schlecht fahren werden, zeigte die Entwicklung der Schullandheimbewegung im letzten Jahre. Die Reichsfachschaft Volksschule arbeitet an der Aufstellung eines neuen Lehrplanes für die Volksschule. — Auch die Landschullehrer haben Leitfäden zur Schulreform aufgestellt, in denen ein „gebundener Gesamtunterricht“ und die Einbeziehung der Aufgaben: Schulgarten, Schulbuch, Kleintierzucht und Blumenpflege in den ländlichen Schulunterricht gefordert wird. — Die Presse des NS-Lehrerbundes weist gegenwärtig einen Stand von 70 Erzieherzeitschriften auf. Reichsamtseleiter Sündermann von der Reichspressestelle der NSDAP., der im Rahmen der Sondertagung der Vertreter der Erzieherpresse das Wort ergriff, stellte die Forderung auf, der Zeitung Einlaß in die Schule zu gewähren; sie helfe zu politischem Denken zu erziehen. Schließlich bereiteten besondere Besprechungen die Einrichtung zweier neuer Reichsfachgebiete für Musikerziehung und Wehrerziehung vor. Wirkungsvoll abgerundet wurde das Bild der Tagung durch eine Reihe großer Ausstellungen über „Die Gliederung des NSLB.“, „Rasse und Erziehung“, „Olympia und Schule“, „Volksgemeinschaft — Wehrgemeinschaft“ und eine anschauliche Lehrmittelschau.

Die während der Reichstagung gehaltenen Reden erscheinen im Wortlaut in der nächsten „Reichszeitung der deutschen Erzieher“.

Die Hauptschriftleitung.

Friedrich der Große.

Zu seinem 150. Todestag am 17. August 1936.

I.

Als am 31. Mai 1740 Friedrich Wilhelm I. von Preußen für immer die Augen schloß, begann eine neue Epoche für sein Land.

Der Staat, den der verstorbene König seinem Nachfolger hinterließ, ragte äußerlich betrachtet nicht viel über die bedeutenderen deutschen Mittelstaaten hinaus, weder an Ausdehnung und Zahl der Einwohner noch durch Unabhängigkeit seiner Außenpolitik. Unter den europäischen Königreichen war Preußen das jüngste, den Rang einer Großmacht hätte niemand ihm zugebilligt.

Beim Tode Friedrich des Großen rechnete alle Welt mit dem preussischen Staate. Keine Entscheidung in Deutschland und Europa war möglich, ohne daß Preußen sein Wort mitgesprochen hätte. Es war Großmacht geworden und ist es weiterhin trotz aller Rückschläge geblieben. Dieser Aufstieg zur Großmacht aber, bestimmend für Deutschlands zukünftiges Schicksal, war das Werk Friedrichs II., des Einzigen, wie seine Zeitgenossen ihn nannten.

Es bedeutet keine Herabminderung der Persönlichkeitsgröße Friedrichs, wenn man nachträglich feststellt, daß seine überragende Leistung ohne die des so vielfach wesensverschiedenen — und doch wieder wesensverwandten — Vaters nicht möglich gewesen wäre.

Friedrich Wilhelm I. ist der Schöpfer der altpreussischen Tradition. Sein eigenes Vorbild und die herbe Zucht, die er handhabte, gaben Heer, Beamtentum und zuletzt auch dem preussischen Menschen ihr bleibendes Gepräge: In seiner harten Schule lernten sie den Sinn für die nüchterne, sachliche Arbeit, die Kleines und Großes mit gleicher Genauigkeit erfaßt, für Sparsamkeit und selbstverständliche Unterordnung unter staatliche Notwendigkeit und Gesetz.

Die Früchte dieser väterlichen Erziehungsarbeit hat Friedrich zur Reife gebracht und geerntet. Dabei nahm er dem Preußentum viel von seiner Enge und Geistlosigkeit, aber die Grundlage von allem, die überlieferte Zucht, ließ er unangetastet. Indem er sie der harten Schicksalsprobe der kommenden Jahrzehnte unterwarf, verschärfte er sie eher noch; sicherlich aber gab sein Genius ihr erst die Weihe und den eigentlichen Sinn. — Wie sehr täuschten sich die Rheinsberger Schöngeister, seine literarischen Freunde, als sie nun ihre Stunde gekommen glaubten! Der junge König wußte so genau, was Bedürfnis und Lebensgesetz seines Staates war, daß er keinem von ihnen politischen Einfluß einräumte oder zu der heimlich erträumten Stelle verhalf. Und ebensowenig dachte er daran, die Waffe, die sein Vater geschmiedet und in täglicher Sorgfalt geschärft hatte, der Tagesphilosophie zu Liebe schartig werden zu lassen. Er ver-

minderte den Bestand des Heeres nicht, er erhöhte ihn vielmehr sehr bald, und der „preussische Drill“, für den man dem jungen Fürsten glaubte alles Verständnis absprechen zu müssen, blieb wohlweislich erhalten. Die tiefgreifende Veränderung freilich, die sich von nun an im Heere unaufhaltsam vollzog, konnte damals noch nicht sichtbar werden: sie betraf den Geist und nicht die äußere Form.

II.

Friedrichs Regierungsantritt fiel in eine europäische Schicksalsstunde. Im Oktober 1740 starb Kaiser Karl VI.; es war ein Todesfall, der entscheidende Rückwirkung auf die politische Lage des Erdteils hatte. Die österreichische Politik stand schon lange im Schatten dieses Ereignisses, das allerdings dann unerwartet genug eintrat: Die ganze Sorge des kaiserlichen Hofes hatte der Durchsetzung der sogenannten Pragmatischen Sanktion gegolten, d. h. der Anerkennung Maria Theresias als Nachfolgerin Karls VI. in den Habsburger Erbländern. Es war das staatsmännische Verdienst des Prinzen Eugen, daß diese Anerkennung bei fast allen europäischen Höfen erreicht wurde. Als aber die Pragmatische Sanktion sich bewähren sollte, zeigte es sich, daß sie nur diplomatisches Machwerk war. Als erster trat der Kurfürst Karl Albert von Bayern auf den Plan und forderte unter Einspruch gegen die Thronfolge Maria Theresias Stücke des Kaiserstaates für sich. Hinter Bayern stand Frankreich, der alte Gegner Habsburgs, der immer bereit war, die Macht des Erzhauses zu schwächen, jetzt allerdings in einen folgenschweren Krieg mit England verwickelt und daher zunächst etwas abwartend und nicht eigentlich gewillt, den Stein sofort ins Rollen zu bringen. Das aber tat Friedrich, indem er zu allgemeiner Überraschung mit Ansprüchen auf Schlesiens auftrat.

Es ist über die Berechtigung seines Vorgehens hin und her gestritten worden. Sicherlich bestand ein alter Rechtsanspruch seines Hauses auf Teile Schlesiens; aber er ruhte schon einige Generationen hindurch und hatte so doch manches an seiner Stüchhaltigkeit eingebüßt. Und gewiß wußte Friedrich sehr gut, daß jene halbvergessenen Erbarmachungen sein Handeln allein nicht rechtfertigen konnten. Er wagte gleichwohl den Schritt und rückte in Schlesiens ein: Es war die Entscheidung seines Lebens, die er damit getroffen hatte. Fortan steht all sein politisches Tun und Lassen im Zeichen dieser schicksalschweren Tat. Er selber hat später erklärt, daß ihm unter anderem auch das Feuer der Ruhmsucht, daß jugendlicher Ehrgeiz, der hell in ihm brannte, zu dem Kühnen Entschlusse getrieben habe. Wer wollte dem widersprechen? „Leben Sie wohl, brechen Sie auf zum Rendezvous des Ruhmes, wohin ich Ihnen ungesäumt folgen werde!“ rief

er bei Eröffnung des Feldzuges den Offizieren der Berliner Garnison zu.

Immerhin hätte der nüchternste politische Rechner keinen günstigeren Augenblick für ein solches Beginnen auswählen können; und Friedrich, voll brennenden Verlangens nach der Schicksalsprobe, doch weit entfernt von einem politischen Abenteuerer — auch jetzt schon —, war sich dessen bewußt und hat auf diesen Augenblick wohl schon lange gewartet. „Alles ist vorbereitet“, schreibt er an Algarotti, „es handelt sich nur um die Ausführung der Entwürfe, die ich seit langer Zeit in meinem Kopfe bewegt habe“. Daß er seine Absichten so geschickt zu verschleiern wußte, ist damals und später — von Berufenen und Unberufenen — häufig als Beweis für seine persönliche Zintherhältigkeit, für seinen angeblich so verschlagenen und zynischen Charakter gewertet worden. Betrachtet dieser Art, so der englische Geschichtschreiber Macaulay z. B., einer der lautesten Eiferer gegen Friedrichs „Machiavellismus“, machen für diese „Verstellungskunst“ gerne Friedrichs Jugenderziehung verantwortlich.

Darin liegt ein Körnchen Wahrheit. Der Widerstand des rauhen und pedantischen Vaters gegen die Welt des Geistes, der Dichtung und Kunst, in welcher der Knabe früh heimisch geworden, führte nicht nur zu der furchtbaren Tragödie, die den Kopf des geliebten Ratten und beinahe Friedrichs eigenen kostete — er führte zu dem wohl noch schmerzlicheren Ergebnis, daß sich Friedrich frühzeitig in sich selber verschloß und es verlernte, sich anderen mitzuteilen. Eine gewisse Verstellungskunst war ihm in der Zeit des Zerwürfnisses mit dem Vater wahrlich vonnöten, wollte er den kostbaren Hort seines Innenlebens und damit die Grundlage seiner späteren Persönlichkeitsbildung dem äußeren Druck gegenüber behaupten!

Die Kluft zwischen Vater und Sohn überbrückte sich jedoch in der Folge, und aus dem überempfindlichen, etwas weichlichen Knaben wurde der Thronfolger, der die großartige Einseitigkeit Friedrich Wilhelms im Blick auf dessen Werk verstehen und würdigen lernte. Und wenn so wirklich Mißtrauen und Menschenverachtung, die den alternden Herrscher auszeichnen, aus den herben Erfahrungen seiner Jugend hervorzurufen, so doch sicherlich auch die Fähigkeit, Leiden zu ertragen, und die Unbeugsamkeit seines Willens. Und wenn von jener Kunst, die innersten Absichten vor den Blicken der anderen sorgfältig zu verhüllen, in dem Zerangereiften manches zurückblieb, so sollte dem Staatsmann und Diplomaten wenigstens kein Vorwurf daraus gemacht werden! Auch war es nicht allein Friedrichs Schuld, wenn, wie Macaulay schreibt, sein Charakter von den „Nachbarn noch sehr unvollkommen erkannt worden war“. Hatte sich doch gerade das Haus Österreich die Jahre hindurch daran gewöhnt, mit der Kaisertreue der Hohenzollern wie mit einer unumstößlichen Tatsache zu rechnen, verführt durch die diplomatische Gutmütigkeit Friedrich Wilhelms I., der alle Enttäuschungen und Demütigungen von Seiten des Kaisers mehr als geduldig hinnahm!

Zuletzt aber bleibt ein Friedrich für den Durchschnitt der Menschen immer ein Rätsel und gibt ihnen Rätsel auf. Und wußte er denn von den Untiefen seines Wesens, von der Dämonie seiner Natur damals schon selber

sehr viel? Erscheint er doch in dieser entscheidenden Stunde wie ein Getriebener, in der Fülle seiner schlummernden Kräfte dorthin sich wendend, wo er die große, gefährvolle Möglichkeit spürt, gleichsam gezogen von seinem Schicksale, ein Werkzeug des Geistes, der die Lose der Menschen bestimmt. Indem er diesem Ruf folgte, wurde er mit dem Wagnis, welches er auf sich nahm, dann selber ein anderer und enthüllte sein Wesen endgültig in Taten.

III.

Friedrichs Annahme, daß er bei dem bevorstehenden Waffengange nicht ohne Bundesgenossen bleibe, erwies sich als richtig: außer Bayern und Sachsen trat Frankreich der Front gegen Österreich bei. Aber die Hilfe, die er bei ihnen fand, war bedeutungslos und ohne Einfluß auf die Entscheidung. In anderer Beziehung hatte er sich freilich verrechnet: Er hatte gehofft, daß sich Maria Theresia durch das Angebot seiner Waffenhilfe gegen ihre übrigen Feinde bestimmen lasse, Schlesien ihm kampflos zu überlassen, in merkwürdiger Täuschung sowohl über die Persönlichkeit der jungen Kaiserin dabei befangen, als auch über das innere Lebensgesetz einer Großmacht von so ruhmvoller Vergangenheit wie die habsburgische: Der Verzicht auf Schlesien hätte — gerade in diesem Augenblicke äußerster Gefährdung — für Österreich mehr als die Zingabe einer Provinz, es hätte Selbstaufgabe bedeutet!

Gewiß war der Kaiserstaat zunächst schlecht gerüstet. Der Feldzug war bereits nach dem Siege bei Mollwitz für die Preußen so gut wie entschieden. Aber daß Friedrich inzwischen über das Gefährliche seiner Lage sich doch klar geworden, zeigt sein weiteres Handeln deutlich genug. Er schließt ohne Rücksicht auf die Abmachungen mit Frankreich einen Sonderfrieden (Breslau 1742), sobald er sein Kriegsziel erreicht hat, erfüllt von dem Willen, fortan in Frieden zu leben und auch in der klaren Erkenntnis, daß er für eine endgültige Machtprobe noch nicht genügend gerüstet und vorbereitet ist. Den ersten Schlesischen Krieg hatte ja im Grunde der Vater gewonnen. Dessen wohlgefüllte Kriegskasse — die Frucht langjähriger Sparsamkeit — hatte dem Sohne von vornherein ein Übergewicht über seinen Gegner verschafft, und bei Mollwitz hatte nach dem Versagen der Reiterei die wundervoll geschulte preußische Infanterie unter der Führung Schwerins die Schlacht wiederhergestellt, die der König bereits verloren gegeben. So wurde die Lebensarbeit Friedrich Wilhelms erst jetzt, wo sie den Sohn zum Triumphe geführt hatte, in ihrem Werte recht sichtbar, und es zeigte sich, welche verborgene Kraft dem preußischen Staat innewohnte.

Und Friedrich war der Mann, diese Kraft noch zu mehren und auf ihr Höchstmaß zu steigern. Wo das Heerwesen im vergangenen Kriege Schwächen und Mängel gezeigt hat, greift er rasch zu, ihnen abzuwehren. Die schlesischen Festungen werden jetzt ausgebaut und instand gesetzt, und die Kavallerie wird reorganisiert; nicht so sehr durch Maßnahmen äußerer Art: Ein neuer Geist sollte die Truppe vor allem befeelen, ein Angriffsgeist, der sie unwiderstehlich machte. Er verbietet allen Offizieren der Kavallerie „bei in-

famer Kassation sich ihrer Tage in keiner Aktion vom Feinde attackieren zu lassen, sondern die Preußen sollen allemal den Feind attackieren". Damit spricht er nichts anderes aus als den Grundsatz, daß der Angriff die beste Verteidigung sei; er ist durch ihn Vermächtnis des preussischen Heeres geworden. Friedrich hat diesem Satze freilich viel allgemeiner gehuldigt. Er befolgt ihn, wie man bald sehen wird, auch in der Politik, sich als Staatsmann dabei in gleicher Weise über das unfruchtbare diplomatische Herkommen hinwegsetzend wie als Feldherr über die lendenlahme Manövrierkunst des Jahrhunderts vor ihm.

Vielleicht war es in seiner Lage nicht nur das Mutigste, sondern auch Klügste, wenn er so dachte und handelte: Preußen durfte nicht warten, bis es von einem wohlvorbereiteten stärkeren Feinde „attackiert“ wurde, es mußte, wenn ihm Gefahr drohte, den Vorteil benutzen, der in der überraschenden Wirkung eines Angriffs aus gesammelter Kraft und in der unnachahmlichen preussischen Schnelligkeit lag.

Mit gespannter Wachsamkeit verfolgt der König inzwischen die politische Lage Europas; das Bewußtsein, daß er seine Eroberung einst noch mit dem Schwerte werde verteidigen müssen, befestigte sich in ihm täglich mehr. Die österreichischen Waffen hatten nach der Abkehr Preußens vom Kriege, nachdem auch Sachsen Frieden geschlossen hatte, allenthalben Fortschritte gemacht. Die Franzosen wurden aus Böhmen gejagt und in mehreren Schlachten geschlagen. Der Kurfürst von Bayern bezahlte seine ehrgeizigen Absichten mit der Vertreibung aus seinem Lande, das er nicht wiederfah. Als Friedrich in der Folge erfährt, daß zwischen Wien und verschiedenen europäischen Mächten Verhandlungen im Gange sind, argwöhnt er einen Anschlag auf Schlessien und läßt seine Truppen marschieren. Mit Frankreich hatte er zuvor einen Bündnisvertrag abgeschlossen, somit in der diplomatischen Vorbereitung des Kampfes umsichtiger vorgehend als das erstemal. Die Hauptlast des Krieges lag aber gleichwohl wieder auf ihm.

Überraschend fällt er in Böhmen ein, aber er gelangt nicht an das gewünschte Ziel; die Eroberung Prags und damit Bedrohung Wiens mißglücken. Das Heer Karls von Lothringen, eines tüchtigen, aber nicht besonders glücklichen Befehlshabers, und eine sächsische Armee bedrohen seine Verbindungen mit Schlessien und nötigen ihn zu einem raschen und schwierigen Rückzuge. Daß er in dieser Lage, wo allen der Mut sank und er selber an seinem Sterne bisweilen zu zweifeln begann, seinen Kampfeswillen bewahrte und Kühn die Entscheidung suchte, brachte ihm schließlich Erfolg. Bei Zohensfriedberg und Soor zeigte es sich, wie sehr er als Feldherr gewachsen war. Beide Male gaben seine Anordnungen — bei Zohensfriedberg leitete er persönlich den Angriff — den eigentlichen Ausschlag. Der Sieg des alten Dessauers bei Kesselsdorf machte den Gegner dann endgültig reif für den Frieden. Er wurde 1745 in Dresden geschlossen und ließ Friedrich im Besitze seiner schlesischen Erwerbung; mit ihrer Behauptung und nachträglichen Garantie im Aachener Frieden (1748) hat er sich weise begnügt.

IV.

Zum ersten Male hatte Friedrich Gelegenheit gehabt, wirkliche Führergröße zu zeigen. Zäher Behauptungswille und äußerste Selbstbeherrschung hatten ihn und sein Heer vor dem Untergange gerettet. Der Ruhm blieb dem Sieger von Zohensfriedberg nicht fern. Aber er suchte ihn nicht mehr. Er habe seine Sturm- und Drangzeit hinter sich, scherzte er gelegentlich.

Eine Fülle von Aufgaben harrete seiner, oder vielmehr: er schuf sie sich selber! Das Friedensjahrzehnt zwischen dem Ende des zweiten Schlessischen und dem Beginn des Siebenjährigen Krieges brachte seine Regententätigkeit ja erst zu reifer Entfaltung. Das Ausmaß seiner königlichen Pflichten und Rechte war ihm ungefähr vorgezeichnet, bestimmt durch die herkömmliche Stellung der Monarchie im Staate, durch den königlichen Absolutismus, der bereits die Schöpfung seiner Vorgänger war. Aber Friedrich ging in der Durchdringung des Staates mit seinem persönlichen Willen entsprechend seinen höheren Absichten und Fähigkeiten doch noch weiter als sie. Er brachte das System des Absolutismus zur Vollendung in Preußen, freilich nicht im Sinne jenes „l'état c'est moi“ Ludwigs XIV., sondern im Geiste jenes edleren und noch stolzeren Wortes: Der König ist der erste Diener des Staates.

Wer jedoch so regieren wollte, wie dieser König es tat, der nicht allein sein „eigener Premierminister“ war, sondern der einzige verantwortliche Minister für alle Zweige der Verwaltung überhaupt, der mußte ein fast übermenschliches Maß von täglicher Arbeit leisten. In Friedrichs Leben kommt so mit fortschreitendem Alter ein Zug strenger Askese hinein: Um 3 Uhr morgens, im Winter um 4 Uhr, erhebt er sich von seinem Lager. Sein Tagwerk beginnt mit der Durchsicht der eingelaufenen Berichte und Briefe; er gibt nun Anweisungen an seine Gesandten, beschäftigt sich mit Entwürfen und Plänen, entscheidet Gesuche und erläßt die vielerlei Anordnungen und Befehle, welche die Maschine des Staates in Gang halten, seinen Willen in kurzen Bemerkungen, meist nur durch ein Zeichen am Rande des Aktenstücks kundgebend; mit Hilfe seiner Kabinettssekretäre, erprobter, schweigsamer Arbeiter, hält er so alle Fäden fest in der Hand. Niemand außer ihm gewinnt einen Gesamteindruck in das Getriebe des Staates, niemand außer dem König kennt die Mittel genau, über die Preußen verfügt; den Haushaltsplan arbeitet er nach den Angaben der Minister selbst aus. Von diesen verwaltet jeder im Rahmen des Generaldirektoriums eine Provinz — denn noch gibt es erst spärliche Ansätze zu den späteren Fachministerien —, aber Friedrich zieht über ihre Köpfe hinweg häufig selbst Auskünfte in den Provinzen ein.

Zwei Drittel der staatlichen Einnahmen, die im Verhältnis zu der Einwohnerzahl und dem Reichtume Preußens beträchtlich sind, dienen dem Unterhalt des Heeres. Dessen Stärke wuchs mit der Zeit auf nahezu 200 000 Mann. Keine der europäischen Großmächte mit ihren viel reicheren und größeren Bevölkerungen besaß eine solche Armee. Aber auch keine von ihnen war in der Lage Preußens, eine Großmachtstellung verteidigen zu müssen, welche von der Natur nicht

notwendig vorgezeichnet, vielmehr das Werk überlegenen Willenseinsatzes war! Hauptfrage bleibt so für Friedrich, die Einkünfte den wachsenden Forderungen anzupassen und sie allmählich zu steigern, ohne den Untertanen über Vermögen hinaus zu belasten. Das Mittel der Sparsamkeit genügte da nicht allein. Wohl gibt der König keinen Taler unnötig aus, nimmt man das, was der Bau von Sanssouci kostete, als Einzelfall aus. Der Aufwand für seinen Hofhaushalt z. B. liegt selbst unter dem, was der kleinste Fürst aus dem Reich für seine Bedürfnisse beansprucht. Seine Gesandten an den europäischen Höfen gehen zu Fuß, und er selber ward später nur selten anders gesehen als in seinem alten, blauen Soldatenrock.

Darüber hinaus gelingt es ihm aber, dem Staate neue Einnahmequellen zu erschließen. Einzelne Maßnahmen, wie die Neuordnung der Akzise- und Zollerhebung, stehen neben solchen, die der Wirtschaftspolitik des Merkantilsystems entspringen; dieses stellt die Wirtschaftsauffassung des Absolutismus dar und tritt überall in Europa in seinem Gefolge auf. Als Lehre ist der Merkantilismus zweifellos angreifbar, als praktische Wirtschaftsform aber hat er teilweise seinen Platz behauptet: überall da, wo der Staat das Wirtschaftsleben des Volkes planvoll zu gestalten sucht. Gewiß sollte alles, was der merkantilistisch-gesinnte Fürst jener Zeit unternahm, in erster Linie der Stärkung staatlicher Macht dienen, womöglich auf Kosten rivalisierender Nachbarn, aber die Mittel, mit denen er diese Absicht zu verwirklichen strebt, schufen Wohlstand und wurden später oft Selbstzweck.

So dachte Friedrich bei der Förderung des märkischen und schlesischen Textilgewerbes wohl vor allem daran, sich in der Tucherzeugung vom Auslande unabhängig zu machen. Aber er gab damit den Anstoß zur preussischen Industrialisierung überhaupt, die keineswegs auf jene Zweige beschränkt blieb. In Oberschlesien setzte alsbald nach dem Siebenjährigen Kriege die zukunftsvolle Entwicklung des Bergbaus ein und machte die Einfuhr schwedischen Stahls mit der Zeit überflüssig. In Berlin übernahm der Staat die Porzellanmanufaktur und gab damit das Vorbild für ähnliche Unternehmungen. Schutzzölle sorgten dafür, daß die neuen Industrien sich ungestört von ausländischer Konkurrenz langsam entfalten konnten. Der Bau von Kanälen schuf die Verkehrswege, die notwendig wurden; sie kamen ihrerseits wieder dem Aufschwung von Gewerbe und Handel zugute. Vor allem Berlin gewann durch die Verbindung, die zwischen dem Osten des Reiches und den brandenburgischen Kerngebieten hergestellt wurde. Innerhalb weniger Jahre stieg die Einwohnerzahl der Hauptstadt fast auf das Doppelte; eine erwünschte Entwicklung!

Bedeutete doch der Zuwachs an Menschen, gleichgültig, ob es Angehörige fremden oder des eigenen Volkstums sind, nach Auffassung der Zeit auf jeden Fall eine Machtsteigerung für den Staat. Daher Friedrichs Bestreben, Einwanderer ins Land zu ziehen und durch Meliorationen neuen Siedlungsraum zu gewinnen. Die Entwässerung des Oder-, des Netze- und Warthebruchs sicherten ihm, wie man es ausgedrückt hat, im Frieden eine neue Provinz. Ursprünglich mochte Friedrichs gesamte Bauernpolitik solchen Macht- und

Nützlichkeits erwägungen entsprungen sein. Eine Vermehrung vor allem der Landbevölkerung, aus welcher zwar nicht mehr der größte, aber immer noch wertvollste Teil des Heeresersatzes hervorging, war ja geradezu ein Gebot staatlicher Selbsterhaltung! Es blieb indessen auf die Haltung des Königs nicht ohne Einfluß, daß in der schwersten Zeit des Siebenjährigen Krieges gerade der preussische Bauer am treuesten zu ihm gehalten hatte; er vergalt es in der Folge mit einem hohen Maße landesväterlicher Fürsorge und Wärme.

Dabei gehen seine Maßnahmen nirgends über Rechtsschutz und wirtschaftliche Hilfeleistungen hinaus. Die Bauernbefreiung blieb mit geringen Ausnahmen einer späteren Generation vorbehalten. Die sozialen Vorrechte des Adels sollten nicht angetastet werden, wie es denn überhaupt nach Friedrichs Meinung das Beste war, an der überlieferten ständischen Gliederung nicht zu rütteln. Indem jeder Stand seine bestimmten Aufgaben erfüllte, diente er damit auch dem Ganzen: Der Adel stellte die Offiziere und höheren Beamten, der Bürger trieb Handel und Gewerbe, der Bauer hatte seinen Acker zu bestellen. Jeder sollte auch wirtschaftlich innerhalb der gezogenen Grenzen bleiben. Dem Bürger steht es nicht zu, ein Rittergut zu bewirtschaften, und der Adlige soll nicht wie jener an Gelderwerb denken.

Über allen steht jedoch der König und das Gesetz, vor denen jeder Untertan gleich ist. Die Sonderrechte einzelner Landschaften und Stände werden durch ein einheitliches Recht abgelöst; es ist niedergelegt im „Allgemeinen Landrecht für die preussischen Staaten“, einem Gesetzbuch, das zwar erst unter Friedrich Wilhelm II. abgeschlossen wurde, aber als Ganzes betrachtet das Werk Friedrichs und seiner Mitarbeiter ist. Hatte doch der König gleich zu Beginn seiner Regierung auf dem Gebiete des Rechtswesens grundlegende Reformen durchgeführt. Er schaffte die Folter ab und bemühte sich um die Reinigung des Richterstandes und die Erledigung der verschleppten Prozesse.

Es ist allerdings nicht leicht zu entscheiden, ob ihn dabei mehr angeborenes Gerechtigkeitsgefühl und eigene Vernunft erwägungen bestimmt haben oder das philosophische Gedankengut seiner Zeit. Vielleicht kam auch hier, wie in anderen Dingen, Friedrichs geistige Anlage der rationalistischen Zeitphilosophie, den Gedanken der Aufklärung und ihrem Humanitätsideal, auf halbem Wege entgegen. Friedrich besaß zweifellos das, was Voltaire den „goût philosophique“ genannt hat; ein ursprünglicher „Sinn für Ordnung und Verknüpfung der Dinge“ machte ihn für eine Philosophie, welche die Erscheinungen der Welt dem einzigen Urteilsprüche der menschlichen Vernunft unterwarf, von vornherein empfänglich.

So eignete er sich die Grundgedanken der Aufklärung frühzeitig an. Aber er verschrieb sich dabei keinem bestimmten System; philosophische Denkweise und philosophische Haltung sind ihm vor allem Bedürfnis. Die Dinge mit scharfem Verstand zu erfassen, die gewonnenen Erfahrungen dann zu Grundsätzen der „praktischen Vernunft“ zu verarbeiten, das entsprach seinem Wesen mehr als das doktrinaire Festhalten an einer bestimmten Lehrmeinung. Und von

den Ideen der Zeit begleiten ihn eigentlich nur die als geistiges Besitztum sein Leben hindurch, die ihm einen Zugang zu der Welt des Handelns erschließen.

Friedrich hat im Feldlager philosophiert, aus der Lehre der *Stoa* Seelenstärke und Trost schöpfend, er wurde in *Sansfouci* ähnlich wie in den Tagen von Rheinsberg Mittelpunkt eines Kreises freier und heiterer Geister, unter denen das glänzende Gestirn *Voltaire's* vorübergehend auftauchte, aber den Ruhm des „Philosophen auf dem Throne“ brachte ihm doch vor allem jene „aufgeklärte“ Regierungsweise ein, durch die er für andere Fürsten ein Vorbild wurde. Außer in seinem Gesetzgebungswerk findet sie ihren Niederschlag in seiner Politik der Toleranz, die im damaligen Europa einzig dasteht und ihren Hauptgrund in Friedrichs eigenen religiösen Vorstellungen hat. Diese selbst kommen wohl dem Deismus, wie ihn *Voltaire* vertrat, am nächsten. Doch erscheinen sie einmal vertieft durch einen den König gerade in den bedrohlichsten Augenblicken seines Daseins erfüllenden Fatalismus, einen jenseits aller Verstandesbegriffe liegenden, nie ganz schwindenden Glauben an seinen Stern, wie er Schicksalsträgern oft eignet, dann aber gemildert durch den Verzicht auf die Kampfstellung gegenüber den geschichtlichen Religionen, eine Haltung, in der er durch die Überzeugung gestärkt wurde, daß der Mensch über die letzten Dinge nichts wissen könne. Praktische Duldung aller Glaubensbekenntnisse, aber gleichzeitig auch Lösung der staatlichen Zwecke von jeder religiösen Bindung, Befreiung von jedem konfessionellen Einfluß, der sie in ihrer Richtung ablenken konnte, wurde so das Ziel seiner Politik. Gewiß spielte in die Auseinandersetzung mit Österreich auch der Gegensatz von Protestantismus und Katholizismus hinein, wohl feierten ihn die schlesischen Protestanten als ihren Befreier, aber die Grundsätze seines staatlichen Denkens und Handelns blieben davon unberührt. Er setzte die Religion der Religion entgegen, erklärte er offen, und aus seinem Verfahren in Schlesien sieht man, meint Ranke, was er darunter verstand. „Den österreichischen Jesuiten, die einen großen Einfluß auf die Verwaltung und Erziehung ausübten, setzte er eine Schule französischer Jesuiten entgegen, ebenföug katholisch wie die anderen, jedoch frei von österreichischen Sympathien.“

So ordnete er alles der Idee des Staates unter, und vieles, was bisher Selbstzweck war, wurde Mittel, nicht zuletzt sein eigenes königliches Dasein, das er wie kein anderer Hohenzoller dem einen Ziele, der inneren und äußeren Machterhöhung Preußens, zum Opfer brachte. Bald sollte es sich zeigen, ob König und Staat reif genug waren, die Probe zu bestehen, die ihnen das Schicksal auferlegte.

V.

Die Jahre nach dem Frieden zu Aachen wurden auch für Österreich zu einer Zeit der inneren Festigung und Erstärkung, und der Absolutismus, in der Persönlichkeit *Maria Theresias* freilich nicht in gleicher Weise wie in Friedrich verkörpert, zeitigte auch hier manchen Fortschritt auf den modernen Staat hin. Vor allem gaben innere Reformen der Kaiserin reichere Mittel zur Hand und schufen so die Voraussetzung für

eine Vergrößerung und Ertüchtigung des Heeres. Zweifellos rührte der Anstoß zu dem Reformwerk von der Außenpolitik her. Die Nöte und herben Erfahrungen der vergangenen Kriegsjahre hatten in der stolzen und lebhaft empfindenden Frau den Willen zur Selbstbehauptung in jeder Weise gestärkt: Sie verstand es, ihn auch dem Staate, den sie leitete, mitzuteilen.

Mit dem Verluste von Schlesien hatte sich *Maria Theresia* innerlich nie abgefunden, und der Wunsch, es wiederzugewinnen, lebte auch nach dem Verzicht von 1748 in ihr weiter. Doch gewann er erst unter dem Einfluß des Fürsten *Kaunitz* für sie greifbare Gestalt.

Die Begabung dieses Staatsmannes hatte die Kaiserin frühzeitig erkannt; er nahm unter ihren Ministern alsbald eine führende Stellung ein. Klug, gelassen und außerordentlich zäh im Verfolgen seiner Pläne, besaß *Kaunitz*, wie man gesagt hat, nur einen Gedanken: das emporgekommene Preußen zu demütigen und zu einem Kleinstaat herabzudrücken. Der Weg, auf dem er dieses Ziel glaubte erreichen zu können, war entschieden neu: Nichts anderes als ein Bündnis mit Frankreich sollte das Mittel sein, Friedrich in die Knie zu zwingen. Rußland, um das er ebenfalls warb, Sachsen, das Reich, gegebenenfalls Schweden sollten dem Bunde beitreten und sich in die Beute teilen.

Friedrich war allerdings auf der Hut. Die Berichte seiner Geheimagenten gaben ihm ziemlich genaue Kunde von den Absichten seiner Gegner. Gleichwohl beging er Fehler: Seine Äußerungen über *Elisabeth* von Rußland, über *Ludwig XV.* von Frankreich und die regierende Maitresse des Königs, die *Marquise* von *Pompadour*, blieben gleich boshaft und unvorsichtig. Vor allem aber baute er allzusehr auf die altüberlieferte Feindschaft zwischen Österreich und Frankreich. Daß die Häuser *Habsburg* und *Bourbon* sich niemals einigen könnten, schien ihm wie jedermann in Europa — *Kaunitz* ausgenommen — gleichsam gegen die Naturgesetze zu sein. Und doch war er es selber, der zu ihrer Versöhnung den letzten Anstoß dann gab.

Am 17. Januar 1756 schloß er mit England den Vertrag von *Westminster* ab, in dem beide Mächte sich verpflichteten, jeden Ein- und Durchmarsch fremder Truppen in Deutschland zu hindern. In der Annahme, daß er Frankreichs ohnehin sicher sei, glaubte Friedrich mit englischer Unterstützung nun auch Rußland in Schach halten zu können. Ein Irrtum von nachhaltigen Folgen! Frankreich schwankte jetzt, da Preußen sich für die Sicherheit von *Hannover* einsetzte, endgültig zu Österreich ab, und Rußland beharrte bei seiner Politik der fortgesetzten plumpen Bedrohung, zu der es Haß und Rachsucht der Zarin bestimmten. Auch zeigte sich bald, welche Seite den größeren Vorteil aus dem Abkommen zog: Gewann doch England in dem preussischen Bundesgenossen die starke Rückenbedeckung, deren es in seinem Weltkampfe mit Frankreich bedurfte, während die Unterstützung, die man Friedrich von London aus zukommen ließ, nicht über die Zahlung von Silbargeldern hinausging. Und auch diese blieben aus, als England den Kampf in Nordamerika einige Jahre später für sich siegreich entschieden hatte.

Das Bedrohliche der veränderten Lage wurde dem König in dem Augenblick deutlich, als er von dem bevorstehenden Abschluß eines französisch-österreichischen Angriffsbündnisses erfuhr. Und was er an geheimen Nachrichten empfing, aus Dresden, aus Wien, aus dem Haag vor allem, bestätigte seinen Argwohn: Er war umstellt; wenn seine Feinde nicht in diesem Jahre über ihn herfielen, so doch sicher im nächsten! Nur Kühnes, entschlossenes Handeln konnte ihn retten, konnte das Netz vielleicht noch zerreißen, bevor es sich endgültig zuzog. Er setzt Heer und Festungen in Stand und verlangt von Maria Theresia eine bündige Erklärung über den Zweck ihrer Rüstungen. Als ihm eine nichtsjagende Antwort zuteil wird, entscheidet er sich für den Krieg.

Es beweist den tiefen moralischen Mut des Königs, daß er sich nicht scheute, vor der Welt als Angreifer dazustehen, als Angreifer eines anscheinend völlig neutralen Staates sogar: Am 29. August 1756 fiel er in Sachsen ein; er wollte damit verhindern, daß ihm die Sachsen wie 1744 wieder nachträglich in den Rücken fielen. Und daß zwischen Dresden und Wien enge Vereinbarungen bestanden, wußte Friedrich, er bewies es nachträglich aus den Papieren des sächsischen Geheimarchivs, deren er sich bemächtigen konnte. Auf Seiten der Gegner gab es laute Entrüstung und gut gespielte Unwissenheit. Zweifellos, Friedrich war ihnen zuvorgekommen! Sie hatten den Angriff auf Preußen für einen späteren Zeitpunkt erst vorgesehen. Umfangreiche Kriegsvorbereitungen sollten vorher in Ruhe getroffen werden.

Der Vorsprung, den Friedrich gewonnen hatte, sicherte ihm zunächst den Besitz Sachsens und öffnete ihm den Weg nach Böhmen und in die habsburgischen Kernlande. Als im folgenden Frühjahr bei Kolin indessen der erste Rückschlag eintrat — eine Wende, vergleichbar mit derjenigen der Marneeschlacht — veränderte der Krieg sein Gesicht: Die Hoffnung auf rasche Waffenentscheidung sank, und mit der Entfaltung der gegnerischen Kräfte wuchs die Wahrscheinlichkeit einer Niederlage für Preußen. Von nun an wich das Gespenst des Untergangs von Staat und Dynastie nicht mehr von Friedrichs Seite. Mehr als einmal wähnte er dieses Ende gekommen, und nach Kunersdorf gab es einen Augenblick, wo er bereit war, nach dem Gifte zu langen, das er stets bei sich trug. War er doch entschlossen, niemals „seine Schande zu unterschreiben“ und Preußen dem Vernichtungswillen der Feinde preiszugeben. Aber immer wieder raffte er sich auf, sann auf Auswege und versuchte ein Letztes. Und siehe da, es glückte! Auf Kolin folgten Kossbach und Leuthen, auf Kunersdorf Liegnitz und Torgau. Und zuletzt brachte ein außergewöhnliches Ereignis, das niemand vorhersehen konnte, die entscheidende Wendung: Im Januar 1762 starb Elisabeth von Rußland, und ihr Nachfolger Peter III., ein schwärmerischer Verehrer Friedrichs, schloß sofort mit ihm Frieden. Als Peter einige Monate später gestürzt wurde, nahm auch Katharina II. den Krieg nicht mehr auf. Nach einigen weiteren Mißerfolgen sahen dann auch die Österreicher ein, daß sie, nur lässig unterstützt von den Franzosen, ihren Gegner nicht niederzuzwingen vermochten.

Und so ging denn Friedrich aus dem fast siebenjährigen Ringen als unbestrittener Sieger hervor. Im Frieden zu Hubertusberg behauptete er Schlesiens; von irgendeiner Gebietsabtretung war nicht mehr die Rede.

War es nun lediglich das blinde Walten des Zufalls gewesen, dem Friedrich seine Rettung verdankte, und hieß er fortan nur darum der „Große“, weil er „Glück“ hatte? Gewiß hatte er auch „Glück“, aber sicher ist, daß jeder andere als Friedrich den nach menschlichem Ermessen so aussichtslosen Kampf schon aufgegeben hätte, bevor dieser unwahrscheinliche Glücksfall eintrat. So lag die eigentliche Ursache seines Erfolges zuletzt doch in ihm selber! Um eine solche Prüfung, wie sie ihm auferlegt worden war, zu bestehen, dazu gehörte ein Maß von innerer Widerstandskraft, von Seelenstärke und ausharrender Geduld, wie es sich auch bei den Großen der Geschichte nur selten findet. Bedenkt man weiterhin, daß er sich nicht nur jahraus jahrein mit einem ihm zahlenmäßig überlegenen Gegner im Felde zu schlagen hatte, sondern auch den Haß und moralischen Druck einer ihm feindselig gesinnten Welt allein hatte tragen müssen, dabei meist von Menschen umgeben, die ihn in der Unbedingtheit seines Willens kaum richtig begriffen, so lernt man die Größe seiner Leistung erst völlig würdigen. Dabei war er eine empfindsame Natur; von der Gleichgültigkeit des geborenen Landsknechtes gegenüber den Leiden, die er zufügen und dulden mußte, war wenig in ihm. Seine Gelassenheit und sein Gleichmut, wachsend mit den Wechselfällen der Kriegsjahre, sind das Ergebnis schmerzlicher Selbstzucht; und nie erlosch in seinem Herzen die Sehnsucht nach dem friedlichen Glück des Philosophen und Liebhabers der Künste, von dem er allerdings nur gekostet, und das er nie wirklich genossen hatte! Daß er sich freilich bei einem solchen Glücke hätte jemals beruhigen können, erscheint zum mindesten zweifelhaft; wie ihn denn auch sein Schicksal nicht von außen her traf, sondern als einen, der dazu ausersehen und von Natur aus wohl vorbereitet war: Eine überaus glückliche Mischung aktiver und passiver Eigenschaften machte ihn fähig, es zu bestehen, eben noch den Schlag, der tödlich schien, auszuhalten und ihn im nächsten Augenblicke mit gleicher Wucht wieder zurückzugeben. Seine Kraft des Ausharrens war groß, größer vielleicht noch die Unermülichkeit des Geistes, mit der er auf neue Mittel sann, und die rasche Entschlossenheit, mit der er sie anwandte. Das machte ihn seinen Gegnern heimlich, und sie fürchteten den Geschlagenen nicht weniger als den Sieger. Diese Furcht, die ihnen sein Name einflößte, kam Friedrich denn auch im Verlaufe des Krieges mehr als einmal zugute. Sie erflärt das merkwürdige Zaudern eines Daun und der anderen, in Augenblicken, wo es nur einer geringen Anstrengung noch bedurft hätte, um Friedrich den Todesstoß zu versetzen. Allerdings brachten sich die Verbündeten auch durch ihre Uneinigkeit oft selber um die Frucht ihres Sieges; gegenseitiges Mißtrauen hemmte die Zusammenarbeit der Heerführer und verhinderte damit den letzten Erfolg.

Demgegenüber besaß Friedrich den Vorteil der „inneren Linie“. Als alleiniger Lenker des Staates und Heeres war er an keine anderen Rücksichten gebunden

als die, welche ihm Verantwortungsbewußtsein und Pflichtgefühl auferlegten. Er entging so den unzähligen Schwierigkeiten, wie sie aus der Trennung der politischen und militärischen Leitung in Kriegszeiten häufig entstehen; und diese Einheit der Führung war bei der wachsenden Notlage der letzten Jahre doppelt vonnöten! Blutete doch das Land gegen Ende des Krieges aus zahllosen Wunden! Weite Strecken, vor allem im Osten, waren verwüstet, die Bevölkerung war verarmt und vielerorts von ihren Wohnstätten vertrieben, dazu von Krankheit und Hunger bedroht.

Es bleibt ein Wunder, daß Friedrich aus diesem erschöpften Preußen immer wieder die notwendigen Geldmittel herausholen, und daß er mit jedem Frühjahr ein neues Heer ins Feld stellen konnte; vor allem aber, daß auch die frisch geworbenen Truppen, soviel geringer in ihrem Gefechtswert als diejenigen, mit denen er einst ausrückte, meist bald etwas von der Anhänglichkeit und Hingabe der alten zeigten. Soldatische Zucht und die Leistung der Organisation allein reichten nicht aus, dieses Wunder möglich zu machen, zu verhindern, daß der Staat unter der ungeheuren Belastungsprobe zusammenbrach. Ohne den Einsatz der überlegenen Willens- und Geisteskraft des Einen wäre die junge preußische Großmacht von dem Gewicht der gegen sie aufgebauten Machtmittel erdrückt worden. Sie hielt stand, weil dieser Einsandhielt, und weil auf der Waage, worauf die Geschichte der Völker gelegt sind, die moralischen Kräfte schwerer wiegen als die, die sich nach Mengen bemessen und in Zahlen ausdrücken lassen.

VI.

Noch 23 Jahre waren dem König als Rest seines Lebens beschieden. Sie flossen ihm dahin in der unablässigen Sorge für seinen Staat. Gleich nach der Rückkehr begann er mit dem Werke des Wiederaufbaus. Es umfaßte in erster Linie die Heilung der Kriegsschäden. Schon viel trug zu der Linderung der Notlage bei, daß aus den Beständen, die man für ein weiteres Kriegsjahr hatte bereitstellen müssen, den verarmten Landschaften manches jetzt zugeteilt werden konnte. Die Artilleriepferde wurden vor den Pflug gespannt und aus den Kornmagazinen Tausende hungernder Untertanen gespeist. Dabei wurde nichts verschäumt, den Staat für zukünftige Fälle widerstandsfähig zu machen. Vor allem galt es, die zerrütteten Finanzen wieder zu ordnen und den Kriegsschatz aufzufüllen. Durch Einführung des allerdings unpopulären Kaffee- und Tabakmonopols wurden die Einnahmen des Staates vermehrt, und nicht ohne Härte wurde ein höherer Ertrag der indirekten Steuern erreicht. Doch hatte alles, was einer Hebung des nationalen Wohlstandes diente und damit eine Erleichterung der Lasten für alle brachte, in dem König seinen eifrigen Förderer. Seine Wirtschafts- und Bevölkerungspolitik folgte dabei nach wie vor merkantilistischen Grundsätzen: Die größten Erfolge waren ihm auf dem Gebiete der inneren Kolonisation und des Bergbaus beschieden. Unter Leitung des fähigen Geinzig, des Lehrers des Freiherrn vom Stein, nahm die schlesische Montanindustrie ihren gewaltigen Aufschwung; Hochofen wurden errichtet und neue Berg-

werke angelegt. Im Osten des Landes wurden weite Strecken urbar gemacht und mit Siedlern besetzt; Gegenden, die unter den Verheerungen des Krieges gelitten hatten, blühten unter der besonderen Fürsorge des Königs rasch wieder auf.

Allmählich war auch wieder etwas Geld für die Kulturpflege übrig: Die Berliner Akademie der Wissenschaften erfuhr eine tiefgreifende Umgestaltung und wurde immer mehr zum Hort der Aufklärungsbildung. Gymnasien entstanden, und die Volksschule wurde auf eine einheitliche Grundlage gestellt, freilich blieb gerade hier noch vieles verbesserungsbedürftig. Alles in allem: Die Arbeit, die der König in diesen zwei Jahrzehnten geleistet hat, war groß genug, ein unverbrauchtes Leben ganz damit auszufüllen. Und er selber war unter den Mühsalen des Krieges, der unaufhörlichen Spannung, in der er sieben Jahre hindurch lebte, frühzeitig gealtert. Die Zähne fielen ihm aus, Gicht krümmte seine Glieder, und schwere Verdauungsstörungen suchten ihn zeitweise heim. Er ging am Krückstocke, etwas gebeugt, meist in Soldatenstiefeln und Soldatenrock, den Dreispitz auf seinem Haupte. So hastete seine Erscheinung in der Vorstellung der Zeitgenossen und der Nachwelt. Er war von nun an „der alte Fritz“, und schon zu Lebzeiten bemächtigte sich die Legende seiner Person. Sein Bild hing nicht nur in der preußischen Bauernstube, man konnte es überall finden in Deutschland, vor allem in den protestantischen Teilen. War er doch durch den glänzenden Sieg, den er bei Rossbach über die Franzosen davontrug, zum gemeinsamen Helden der Deutschen und damit zum Erwecker ihres Nationalgefühls geworden, zu einem der ersten seit langer Zeit.

Darüber hinaus hatte er sich die Bewunderung ganz Europas erworben. Selbst seine Feinde machten ihm seinen Ruhm nicht mehr streitig, am wenigsten die Franzosen, die er militärisch am meisten gedemütigt hatte. Erklärte doch noch Napoleon, daß allein schon der Sieg bei Leuthen — eine Angriffsschlacht gegen einen mehr als doppelt so starken Gegner — genüge, um Friedrich als Feldherrn unsterblich zu machen. Der Sohn der Maria Theresia, Joseph II., in vielen seiner Reformen ein Nachahmer Friedrichs, aber ohne dessen glückliche Hand, traf zweimal mit ihm zusammen und fühlte sich durch die Gegenwart des großen Mannes geehrt und erhoben.

Daß sein Ansehen so feststand, daß man ihn und seinen Staat in keiner Frage mehr übergehen konnte, das führte wiederum zu einer Rückwirkung auf die Politik: Die natürliche Schwere der preußischen Großmacht reichte aus, um ihr einen wertvollen Landzuwachs bei der ersten polnischen Teilung zu sichern. Der Plan zu dieser Teilung ging von dem Könige selber aus. Man lernt dabei die Grundsätze kennen, auf welche die Außenpolitik seiner Spätzeit aufgebaut war. Ihr Ziel war, das Gleichgewicht der Kräfte zwischen den beiden deutschen Großstaaten und weiterhin den europäischen Mächten, vor allem im Osten, zu erhalten. Rußlands Vordringen auf dem Balkan hatte jedoch die Gefahr eines Krieges zwischen den beiden Ostmächten heraufbeschworen; Friedrich fürchtete, in ihn gleichfalls hineingezogen zu werden. Ausgedehnte Erwerbungen in Polen sollten nun Katharina II. einen

Ersatz für die Moldau und Walachei bieten, auf die sie Anspruch erhob. Die Teilung wurde vollzogen, und Friedrich gewann dabei Westpreußen, das wichtige Verbindungsstück zwischen Ostpreußen und den übrigen Teilen der Monarchie. Schon als Kronprinz hatte er auf den Wert einer solchen Landverbindung hingewiesen; sie machte diese vorgeschobene Provinz erst recht verteidigungsfähig.

Friedrichs Verhalten in der Frage der Teilung läßt sich gewiß mit den Worten rechtfertigen, die Goethe später geprägt hat: „Sollte Preußen mit leeren Händen ausgehen, während Rußland und Österreich zugriffen?“ Eine höhere Rechtfertigung seiner Politik lag indessen darin, daß die neuen Landesteile erst unter preußischer Verwaltung aus ihrer Kulturlosigkeit und ihrer jahrhundertealten Verwahrlosung herauswuchsen. Bald erhoben sich ansehnliche Dörfer, wo früher nur armselige Hütten standen. Zugleich kam der Gewinn nicht nur Preußen zugute. Indem Friedrich aus allen Teilen des Reichs Ansiedler heranzog, leistete er dem deutschen Volke in seiner Gesamtheit einen wertvollen Dienst.

War durch Friedrichs geschickte Vermittlertätigkeit, freilich auf Kosten eines unglücklichen Volkes, der europäische Krieg für diesmal vermieden worden, so führte der unruhige Ehrgeiz Josephs II. einige Jahre später zu neuer Verwicklung. Nach dem Aussterben der bayerischen Wittelsbacher suchte er Niederbayern für sich zu gewinnen und damit das alte Übergewicht des Hauses Habsburg in Deutschland wiederherzustellen. Entschlossen trat der König diesem Versuche entgegen. Ein Feldzug ohne eine einzige Schlacht brachte den gewünschten Erfolg. Österreich lenkte ein, und Bayern blieb als Ganzes erhalten. Dieser Ausgang hatte nachhaltige Folgen für das Verhältnis Preußens zu Deutschland. Die deutschen Fürsten, die bisher Friedrich gefürchtet hatten, suchten in ihrem wachsenden Mißtrauen gegen den Kaiser von nun an ihren Rückhalt bei dem König. Und als Joseph zum zweiten Male, ermuntert durch Rußland, Bayern einzuverleiben versuchte — Teile der Niederlande sollten den Pfälzer Karl Theodor für die Abtretung entschädigen —, da parierte Friedrich den Zieb mit der Gründung des deutschen Fürstenbundes, einer Vereinigung von Sachsen, Hannover und vierzehn kleineren Reichsständen. Die Drohung war stark genug, um den Kaiser zum Rückzuge zu bewegen. Freilich, noch war dieser Bund erst ein Vorspiel, das Auskunftsmittel eines geschickten Diplomaten zur Hebung augenblicklicher Schwierigkeiten. Er weist aber doch auf die Richtung hin, in welche Preußen der Weg in der Zukunft führte: Auf die Einigung Deutschlands unter seiner Führung und in der Auseinandersetzung mit Österreich.

VII.

Trübe und Kalt verlief der Lebensabend des Königs. In die Einsamkeit seines Daseins drang kaum mehr

ein Laut von außen her ein. Die alten Freunde waren gestorben; die ihm am nächsten gestanden hatten, die Mutter und seine Schwester in Bayreuth, waren ihm in den härtesten Tagen seines Daseinskampfes entrissen worden: Die Mutter kurz nach der Schlacht bei Kolin, die Schwester am Tage von Hochkirch. Nach der Rückkehr aus dem Felde hatte die ungeheure Last der Regierungsgeschäfte dann das ihrige getan, ihn vollends zu einem Asketen und Einsiedler zu machen. Was andere ans Leben fesselt, davon war ihm nur wenig geblieben: Seine Windspiele etwa, die er gern um sich hatte, die geliebte Flöte, ein geistreiches Gespräch oder ein Brief von Voltaire. Menschenverachtung und Skepsis äzten allmählich seinem Charakter die scharfen Züge ein, die so viele verletzten. Er verhärtete innerlich; von dem geistigen Drängen, das das Leben der Nation zu bewegen begann, verspürte er nichts, wie er ja mit seiner Bildung schon immer mehr in Frankreich als in Deutschland zu Hause war. Doch ist es wie eine Ahnung der zukünftigen Entwicklung, wenn er 1780 in „De la littérature allemande“ schreibt: „Die schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen sich. Ich werde sie nicht sehen, mein Alter verbietet mir die Hoffnung. Ich bin wie Moses. Ich sehe das gelobte Land von ferne, aber ich werde es nicht betreten.“

Und dennoch wirkte er auch geistig Unendliches für sein Volk; am wenigsten durch sein Wort, weit mehr durch seine Taten und Leiden und allein durch sein Dasein. Die Deutschen waren stolz auf ihren Helden, seinen Preußen erwuchs Selbstgefühl und lebendige Staatsgesinnung aus seinen Leistungen. Und da er heroisches Denken schlecht hin verkörperte, so wurde er zum Symbol für alle Zeiten, die ihr Schicksal heldisch zu gestalten und zu tragen begehren. So gewann sein Erbe für die deutsche Zukunft den bedeutendsten Einfluß, das staatliche, in dem es die Neubildung des Reiches ermöglichte, und das geistige, indem mit dem Leben dieses Großen ein unvergängliches Vorbild männlicher Haltung den kommenden Geschlechtern geschenkt wurde. —

Literaturangaben:

- W. Andreas: Friedrich der Große, aus „Die Großen Deutschen“, Berlin 1935.
W. Andreas: Maria Theresia, aus „Die Großen Deutschen“, Berlin 1935.
Th. Carlyle: Geschichte Friedrichs des Zweiten, übersetzt von J. Neuberger, 1917.
G. Künzler: Die drei großen Hohenzollern, aus „Meister der Politik“, Bd. II, 1923.
Macaulay: Friedrich der Große, übersetzt von Fr. Hülsen, München, o. J.
Leop. v. Ranke: Friedrich II., König von Preußen, abgedruckt als Bd. 26 der „Weltgeist-Bücher“, Berlin, o. J.

Deutsche Gestalten am Oberrhein.

Von Wilhelm Rogde-Rottenrodt.

4. Der Türkenludwig.

Das Leben des Markgrafen Ludwig Wilhelm aus der katholischen Linie des Hauses Jähringen begann abenteuerlich genug. Sein Großvater, Markgraf Wilhelm auf Schloß Baden-Baden, hatte in seiner Herrschaft die Wechselfälle des Dreißigjährigen Krieges erlebt. Den Vater zog es trotz seines deutschen Gemütes an den Hof des französischen Königs. Wie so viele deutsche Fürsten der Zeit blendete ihn der Glanz des Hofes von Versailles. Er vermählte sich mit der Prinzessin Luise von Savoyen, die durch ihre Mutter dem bourbonischen Königshaus verwandt war. Der deutsche Michel war wohl nicht wenig überrascht, als sie sich nach der Hochzeit weigerte, dem Gatten in die deutsche Heimat zu folgen. In diese Einöde und Wildnis, unter diese Barbaren wolle sie nicht gehen. Wäre das Schimpfwort boche schon gebräuchlich gewesen, sie hätte sich seiner gewiß bedient. In der Weigerung beharrte Luise, als sie ein Kind erwartete. Das war Ludwig Wilhelm, der spätere Kriegsheld. So wurde dieser (am 8. April 1655) zu Paris geboren, im selben Hotel (d. i. Palais) Soissons, in dem acht Jahre später sein Vetter Prinz Eugen von Savoyen das Licht der Welt erblickte. Der Vater wollte auf den Sohn und Erben nicht verzichten und ließ ihn, als er drei Monate zählte, auf kühne Weise entführen. Der Knabe wuchs ohne Mutter heran und hat sie auch nie mehr gesehen. Der Vater verunglückte auf der Jagd. Markgraf Wilhelm, ein tüchtiger Regent, der die Schäden des Dreißigjährigen Krieges in seinem Ländchen zu heilen trachtete, erzog den Enkel. Dieser ging als Fünfzehnjähriger auf die Universität zu Bisanz (Besançon), das noch freie deutsche Reichsstadt war, aber schon von der französischen Flut umbrandet und bald danach verschlungen wurde. Früh ging ihm die ganze Größe der Entscheidung auf, die um den heimatischen Rheinstrom zwischen zwei Völkern fallen mußte.

Als das Elsaß in dieser Flut versank und die Deutschen bei dem Verlust der Brüder sich endlich auf ihre Volksnot besannen (1674), kämpfte der junge Markgraf im deutschen Heer gegen Turenne. Den Oberbefehl führte Herzog Karl von Lothringen, der vor Ludwig XIV. aus seinem angestammten Land hatte weichen müssen. Bei der Rückeroberung der Reichsfestung Philippsburg nahe Speyer (des einstigen Udenheim) zeichnete Ludwig Wilhelm sich aus (1676). Man schickte ihn mit der Siegesbotschaft nach Wien. Er trat in den Bannkreis der Hofburg, die dereinst seine Triumphe sehen, mit deren Geist er aber auch so hart ringen sollte.

Im folgenden Jahr (1677) starb Markgraf Wilhelm. Ludwig Wilhelm übernahm die Regierung eines Ländchens, das für die Entfaltung der in ihm lodern- den ungemeinen Kräfte zu klein war. Die festen Schlösser Ettlingen, Kastatt, Baden-Baden und Mahl-

berg bezeichneten die Ausdehnung der Markgrafschaft. Es war Ludwig Wilhelm nicht vergönnt, ihr Glück und Frieden zu bringen. Bis an sein Ende flammte unter der endlosen Regierung Ludwigs XIV. der Kriegsbrand um den Oberrhein. Der Fürst tat, später von seiner Gemahlin Augusta Sibylla aus dem Hause Sachsen-Lauenburg getreulich unterstützt, für sein Land, was er vermochte. Sein Vater hatte ihm eine Ermahnung hinterlassen, deren Geist ihn bestimmte. Es hieß darin: „Man soll ihn auch gewöhnen zu Ehrerbietigkeit gegen männiglich, auch seine eigenen Untertanen, damit sie ihn lieben und fürchten“, und bei aller Ergebenheit in die „römisch-katholische, apostolische, allein selig machende Religion“: „Sege aber nicht etwa Widerwillen oder Feindseligkeit wider die Bekenner eines andern Glaubens, denn Gott begehrt nicht, daß der Glaube mit Gewalt aufgezwungen werde, sondern daß er aus freiem Willen in den Herzen Wurzel fasse.“ Hier sprach nach einem Jahrhundert des Glaubenszwanges der freie und duldsame Geist eines Wilhelmus von Nassauen und Bernhard von Weimar.

In Ludwig Wilhelms heißer Seele brannte die deutsche Schmach angesichts der Reunionskammern von Besançon, Breisach und Metz, die dem Reich ein Stück Landes nach dem andern entrißen. Der Straßburger Münsterurm leuchtete in sein Land herein und war ihm von Jugend auf vertraut. So mußte er den Verlust Straßburgs doppelt bitter empfinden. Der Jörn gegen Frankreich glühte sich in sein Herz ein.

Das Haus Habsburg war wegen der spanischen Erbschaft mit der Krone Frankreichs im geheimen Einverständnis. Und es scheute den Zweifrontenkrieg. Es hatte Türken und Magyaren auf dem Hals. Asien war wieder einmal gegen Europa aufgestanden. Zu dieser Zeit führten die Türken seine Sache. In dem Großwesir Mohammed aus dem kraftvollen Geschlecht der Köprülü war ihnen ein bedeutender Führer gegeben. Die Magyaren, durch den Zufluß deutschen Blutes in Jahrhunderten gewandelt, kämpften doch an ihrer Seite. Der unselige konfessionelle Fanatismus des Hauses Habsburg hatte es verschuldet. Ein großer Teil des ungarischen Adels bekannte sich zum Protestantismus. Das Wort ging um, man könne eher unter den Türken seines Glaubens leben als unter den Jesuiten. Eine Verschwörung der Magnaten gegen den Kaiser war frühzeitig entdeckt worden. Die Häupter der Führer fielen in Wien, darunter das des Grafen Tököly. Der Sultan hatte nun dessen Sohn Emerich zum Tributfürsten von Ungarn ernannt (1682). Dieser eröffnete gemeinsam mit Siebenbürgen den Kampf gegen Österreich. Der Großwesir Kara Mustafa, Schüler und Schwiegersohn jenes Mohammed Köprülü, zog ihm mit 200 000 Mann zu. Sie wollten Wien als das Bollwerk des Abendlandes zu Fall bringen. Der Herzog von Lothringen führte auch hier den Oberbefehl. Er mußte vor der

Übermacht zurückgehen; er legte eine Besatzung von 12 000 Mann unter dem Grafen Rüdiger von Starhemberg in die Hauptstadt und blieb dann hinter dem Gebirge des Wiener Waldes stehen. Schon jetzt befand sich Markgraf Ludwig Wilhelm als Kommandeur eines Regimentes roter Dragoner bei ihm. Während die Türken die Wiener Vorstädte niederbrannten, während sie mordeten und schändeten und sich anschickten, die Überlebenden in die Sklaverei fortzutreiben, brach der Markgraf mit seinen Dragonern noch einmal unter sie; er rettete zahlreiche Deutsche hinter die Wälle der Stadt.

Bei Tulln an der Donau sammelte sich das Entsatzheer der aufgeschreckten Deutschen. Reichsgraf Georg von Waldeck, einst Berater Friedrich Wilhelms von Brandenburg, jetzt des großen Oraniers Wilhelm III., immer für die deutsche Unabhängigkeit glühend, führte 8000 Mann Reichstruppen heran; Kurfürst Max Emanuel von Bayern brachte sein Heer in gleicher Stärke ins Lager; der Kurfürst Johann Georg von Sachsen erschien an der Spitze von 10 000 Mann. Endlich traf auch der König Johann Sobieski von Polen mit 20 000 Mann ein; darunter waren 1200 Brandenburger, auch sonst deutsches Kriegsvolk. In dieser höchsten Not stritt man sich einmal nicht um die Ehre des Oberbefehls. Die Deutschen ließen ihn dem Polenkönig. Kaiser Leopold hielt sich nach habsburgischer Gewohnheit dem Heerlager fern.

Die türkisch-magyarische Übermacht wurde in harter Schlacht unter den Wällen Wiens geschlagen (1683). Hartnäckig hielten sich in den Laufgräben die Janitscharen, die Kerntuppen des türkischen Heeres. Man hatte diese ursprünglich aus Kriegsgefangenen gebildet. Dann aber raubten die Türken nach einem ausgedehnten Plan Christkinder und erzogen sie zu Rauheit und Blutvergießen, immer unter den Sprüchen des Koran. Herangewachsen, wurden sie kaserniert und zu Soldaten ausgebildet. Ihre Zahl betrug 100 000 Mann, die sich in rund 200 Orta (Bataillone) gliederten. Viel nordisches Blut war unter ihnen. Asien bediente sich seiner, um den Norden zu bekämpfen. Jetzt trieb Ludwig Wilhelm die Janitscharen mit Dragonern und einigen Bataillonen Fußvolk aus den Laufgräben. Das von ihnen gedeckte Geschütz fiel in seine Hände. Der Kaiser ernannte ihn um seiner Tapferkeit und Verdienste willen zum General der Kavallerie. Kara Mustafa wich auf Belgrad zurück und fand dort die seidene Schnur vor, die ihn erdroffelte.

Ofen, die ungarische Königsveste auf trozigem Fels, hatte sich gehalten. Ein kaiserliches Heer unter Max Emanuel von Bayern legte sich endlich um sie (1686). Sein Berater und der eigentliche Leiter der Belagerung war Ludwig Wilhelm. Nachdem die Umwallung gefallen war, führte dieser selbst den letzten Sturmangriff und drang an der Spitze der Bayern in die Burg als das Kernwerk ein.

Dann stand Herzog Karl von Lothringen den Türken im Winkel der Drau zur Donau auf dem alten Schlachtfeld von Mohacz gegenüber (1687). Unglückliche Anordnungen des Herzogs ließen die Lage der Deutschen schon bedenklich erscheinen. Da brauste Ludwig Wilhelm an der Spitze von 23 Schwadronen in die türkische Reiterei. Er zersprengte sie, ritt das feindliche Fußvolk nieder und brach in die Verschan-

zungen. Dieser Sieg gab dem Kaiser Siebenbürgen und Slavonien. Der General Antonio Caraffa, aus neapolitanischem Grafengeschlecht und jenem Nuntius aus dem Dreißigjährigen Kriege verwandt, nützte den Sieg auf seine Weise. Zahlreiche ungarische Edelleute, Anhänger des Emerich Tököly, zumeist Protestanten, waren in Gefangenschaft geraten. Im Blutgericht von Eperies ließ er Hunderte hinrichten. Der Widerstand gegen Habsburg war so im Blut erstickt. Kaiser Leopold konnte einen ungarischen Reichstag nach Presburg einberufen (1688) und seinem neunjährigen Sohn Joseph die Stephanskron auf das Haupt setzen lassen. Kurfürst Max Emanuel eroberte Belgrad. Das deutsche Auge schaute zum Balkan hinüber. Aber Ludwig XIV. entfesselte den dritten Raubkrieg. Nach den Erfolgen im Südosten wagte Leopold den Zweifrontenkrieg, den er so lange gescheut. Der Kurfürst von Bayern und der Herzog von Lothringen gingen mit den meisten Regimentern auf den westlichen Kriegsschauplatz ab. Der nun 34jährige Markgraf von Baden erhielt den Oberbefehl gegen die Türken. Dem Sieger von Ofen und Mohacz hatte man nicht mehr als 22 000 Mann gelassen. Ihre Ausrüstung war mangelhaft, die Mittel fehlten, sie zu besolden. Ludwig Wilhelm war entschlossen, sich zu behaupten. Er marschierte das Tal der Morawa hinauf. Die Türken versuchten, ihn in dem Berggelände einzuklemmen. Er schlug sie bei Batoschina und noch einmal bei Nissa (1689). Der Beichtvater des Kaisers, der Kapuziner Marco d'Aviano, sah schon den neuen Kreuzzug gegen die Ungläubigen, er drängte auf einen Zug gegen Konstantinopel. Selbst namhafte Militärs gaben sich solchen Gedanken hin. Der große Soldat Ludwig Wilhelm sah die harte Wirklichkeit. Er legte seine Truppen nach der Walachei in die Winterquartiere.

Wien nötigte ihn zu weiteren Truppenentsendungen an den Rhein. Er verfügte endlich noch über 11 000 Mann. Graf Emerich Tököly, dem Blutgericht von Eperies entgangen, brach mit 30 000 Mann in Siebenbürgen ein (1690). Die Türken erschienen von neuem. Der Markgraf führte sein Heer durch Sturm und tiefen Schnee gegen sie und schlug sie. Tököly wagte danach keine Schlacht.

Ein Mustafa Köprülü hatte das Großwesirat der Türkei erlangt. Man schrieb ihm die staatsmännische und militärische Begabung seines Geschlechts zu. Er erschien mit einem Heer von 130 000 Mann. Die Festungen Nissa, Widdin und Belgrad fielen (1690). Acht kaiserliche Regimenter gingen in Belgrad infolge der Explosion der Pulverkammern unter.

Wien war bestürzt. Der Kaiser machte außerordentliche Anstrengungen. Er ließ neue Regimenter aufstellen und sah sich nach Bundesgenossen um. Ein bayrisches Regiment erschien, weiter ein brandenburgisches Hilfskorps unter dem General Hans Albrecht von Barfus. Ludwig Wilhelm verfügte über eine Armee von 50 000 Mann. Eine weltgeschichtliche Entscheidung bahnte sich an; ganz Europa fühlte es, auch — Frankreich. Schon unter Franz I. hatte es jene Verbindung mit Asien geknüpft, die sich jetzt in dem Spiel Laval—Litwinow wiederholt. Als Ludwig Wilhelm, von schwerer Krankheit genesen, auf dem Kriegsschauplatz erschien, fand er die Türken in europäischer Art verschanzt. Französische Stabsoffiziere

und Ingenieure leiteten sie in dieser Kunst an; es war die Zeit des Festungsbaumeisters Vauban.

Die Türken hatten ihre Stellung in Syrien genommen, jenem Winkel, den Theiß, Donau und Sava (Save) bilden. Sie hatten die Schanzen auch mit den in Belgrad vorgefundenen Geschützen bestückt. Das Heer des Markgrafen war durch die glühende Sonnenhitze dieses Landes marschirt. Es belief sich noch auf 33 000 Mann. Die Türken standen in dreifacher Übermacht in den Schanzen. Die Deutschen mußten sich bei einem Sturm verbluten. Der Markgraf marschierte — scheinbar betroffen — in die Richtung auf Salankemen ab. Mustafa Köprülü folgte dem abziehenden Heer, um es zu ereilen und zu vernichten. Unerwartet fand er es in gut gedeckter Stellung, zum Widerstand bereit. Nun griffen die Türken zur List. Die Menge ihrer Reiter verschleierte eine Umgehung, welche sie auf die Höhen über Salankemen, in den Rücken der Deutschen führte. Dort schanzten sie sich abermals ein. Die feindlichen Heere standen sich also in verkehrter Front gegenüber. Jetzt blieb nur Sieg oder Untergang, nichts sonst. Im Heer des Markgrafen wußte man, daß es um das Schicksal Deutschlands, Europas ging. Wann hätte der Kaiser eine zweite Armee aufgebracht? Pater d'Aviano predigte den Truppen im Angesicht des Feindes. Diese nahmen das Abendmahl. Es war die Todesweihe. Ludwig Wilhelm ballte seine Artillerie auf dem rechten Flügel zusammen und deckte sie durch das Hauptkorps des kaiserlichen Fußvolks. Die Mitte wies er den Brandenburgern zu, welche seit dem Großen Kurfürsten die am meisten geachteten und gefürchteten Soldaten Europas waren; er verstärkte sie durch kaiserliche. Auf dem linken Flügel sammelte er 88 Schwadronen. Der rechte Flügel griff die türkischen Schanzen stürmisch, aber verfrüht an. Die Janitscharen kämpften mit dem gewohnten Mut. Nach drei vergeblichen Stürmen blieb der Flügel ermattet liegen. Die türkischen Reitergeschwader brauchten gegen die deutsche Mitte heran. Die Brandenburger standen. Wenn diese Kette riß, waren 33 000 Deutsche verloren. Und sie war zum Reißen gespannt. Der Markgraf erschien, wo nur Gefahr drohte. Vor seiner Gestalt, seiner Geste, seinem Ruf straffte sich jede Kraft. Unerwartet sah man ihn an der Spitze der 88 Schwadronen. Er ließ sie schwenken und griff das feindliche Lager vom Rücken her an. Die Übermacht der Türken kämpfte noch verzweifelt um den Sieg und löste sich doch schon auf. Die Brandenburger setzten zum Sturm an, auch der rechte Flügel erneuerte seinen Angriff. Als die sommerliche Nacht hereinbrach, deckte sie die sich steigende Verwirrung, die Flucht der Türken. Mustafa Köprülü kämpfte als Held und fiel. Die Moslim hinterließen 20 000 Tote, ihr Geschütz, unermessliche Lagerschätze, Tausende von Pferden, Büffeln, Kamelen. Der Markgraf konnte die grün-goldene Heeresfahne des Großwesirs, seine Rosschweife, die Fahnen Ägyptens und sämtlicher Paschas als Trophäen nach Wien senden. Der Kaiser erhob den Sieger zum Generalleutnant über alle seine Kriegsvölker, eine Ehre, die hernach nur noch dem Prinzen Eugen zuteil wurde. Der Sieg von Salankemen (19. 8. 1691) rettete das Nordland vor Asien, wie einst die Schlachten auf den

Katalaunischen Gefilden, auf den Feldern von Poitiers und auf der Walsstatt von Liegnitz.

Die glänzenden Waffentaten im Donauraum hatten dem Markgrafen im Volksmund den Ehrennamen des „Türkenludwig“ eingebracht. Zeitgenossen sagten ihm nach, daß er nur um Ruhm und Ehre handle. Er erbrachte den Beweis, daß man ihm Unrecht tat. Die kaiserlichen Soldaten standen unter der glutenden Zaubergewalt seiner Seele; er durfte hoffen, sie zu neuen rauschenden Siegen zu führen — und er übernahm das undankbarste Kommando, das der Kaiser zu vergeben hatte. Die Franzosen hatten das Rheinland, die Pfalz, Baden ausgebrannt, alles Land von der Saar bis zur Tauber, von der Mosel bis über die Kinzig hinaus. Heidelberg und sein Schloß lagen in Trümmern, die Kaisergruft in Speyer war erbrochen; aber auch Kastatt, Ettlingen, Baden-Baden, die ganze Markgrafschaft war in Schutt gesunken. Die Franzosen hatten alle Obstbäume gefällt, alle Reben ausgerodet, alle Brunnen verschüttet. Der Schwäbische und der fränkische Kreis hatten den Markgrafen beim Kaiser angefordert, die Heimath rief, und Ludwig Wilhelm ließ Ruhm und Ehre, er kam. Mit ihm seine junge Gemahlin Augusta Sibylla, die eine so gute Landesmutter werden sollte, wie sie dem Kastlosen treffliche Gefährtin war. Ludwig Wilhelm bat den Kaiser, ihm einige seiner bewährten Regimenter mitzugeben. Die Bitte wurde abgeschlagen. Er war auf die zersplitterten Kräfte der bedrohten deutschen Länder angewiesen.

Der Markgraf schrieb damals an den Kaiser: „Es ist erbärmlich und eine Schande für uns in den Augen unserer Nachkommen, daß Deutschland, die Völkermutter und einst die Schiedsrichterin im Kriege, das so viele und so mächtige Fürsten umschließt, dahin gelangte, daß das Gebiet vom Neckar bis an die Schweizer Grenze, welches dem Feind allein ausgesetzt ist, allein durch die Kräfte der Anwohner vom Untergang gerettet werden muß und der Kaiser, dem zudem der ewige Türkenkrieg auf den Schultern liegt, mit seinem Geld zum Schutze Deutschlands die Deutschen sich erkaufen muß.“ Er konnte und wollte es vielleicht auch nicht dem Kaiser aus dem Hause Habsburg sagen, daß Karl V. und Ferdinand II. mit ihrer unseligen Politik Deutschland dahin getrieben hatten. Eine damals geschlagene Denkmünze ist Zeugnis, mit welchen Hoffnungen die Oberdeutschen den Türkenludwig begrüßten; die Inschrift lautet: „Wie du, ein zweiter Josua, dem Vordringen des Halbmondes Einhalt getan hast, so gebiete nun auch der Sonne (d. i. dem ‚Sonnenkönig‘) Stillstand!“

Der Schwäbische und der fränkische Kreis hatten schon in der Zeit der höchsten Bedrängnis den Ersten Nürnberger Associationsvertrag (1691) geschlossen und sich verpflichtet, je 12 000 Mann aufzustellen. Diese Truppen bildeten dann fünf Jahre lang den Kern des Heeres, über das der Markgraf gebot. Im Frühling 1693 erschien er auf dem fränkischen Kreistag in Nürnberg, um die Stände anzufeuern. Fünf Jahre lang sollte er nun alle Bitternisse kosten, welche die Führung bunt zusammengewürfelter, nicht einheitlich geschulter Truppen mit sich brachte. Er konnte

oft nicht auf den guten Willen seiner Unterführer rechnen. So mußte er sich auf die Verteidigung der Rhein- und der Schwarzwaldpässe beschränken. Dem Franzosen gelang noch die endgültige Zerstörung von Stadt und Schloß Heidelberg. Sonst ließ er ihn nicht mehr in das Innere Deutschlands.

Der Jammer des Reiches beendete den Markgrafen wie alle, die das große Bild Deutschlands im Herzen trugen. Er hatte es bitter erfahren müssen, daß vom Hause Habsburg keine Wandlung zu erwarten sei. Im Norden des Reiches schmiedete das Haus Zollern einen neuen, auf Militärmacht gegründeten Staat. Ludwig Wilhelm, der Mann mit der lodernden Seele, suchte den auseinanderfallenden, ersterbenden Gliedern des Reiches neues Leben einzuhauchen. Die Geschichte hat den Weg Preußens als den richtigen erwiesen. Aber großartig, ergreifend bleibt das Ringen des Türkenludwig um die Neubelebung des Reiches. Er wußte, daß kein Staat ohne Macht sich bildet und besteht; er hoffte, daß ein gemeinsames Heer die Reichsstände wieder zusammenschweißen müsse. Die Kreise sollten die Träger des neuen Gedankens sein. Durch freiwillige Verbündung aller Reichskreise sollte ein Reichsheer geschaffen werden. Der Schwäbische und der Fränkische Kreis waren vorangegangen; die sechs vorderen, jetzt besonders bedrohten Kreise, also noch der Westfälische, der Rurrheinische, der Oberrheinische, der Bayrische, sollten folgen. Ludwig Wilhelm hoffte, daß endlich auch der Österreichische, der Ober- und der Niedersächsische Kreis sich anschließen würden. Sogar an den Rest des Burgundischen Kreises, den die Krone Spanien innehatte, erging eine Einladung. Sie wurde nicht beantwortet. Der Erzbischof und Kurfürst von Mainz schloß sich als des Reiches Erzkanzler den Bemühungen des Markgrafen an. Des Kaisers Generalleutnant machte den Versuch, ein Reichsheer ohne Kaiser und Reichstag zu schaffen, diese Versager bei der erhofften Erstarbung des Reiches ins Schlepptau zu nehmen. Der Trierer und der Kölner Kurfürst schlossen sich dem Mainzer an. Einem Schreiben des Kurfürsten von Bayern entnahm der Markgraf, daß dieser zustimmen würde. Der Kurfürst von Brandenburg zeigte sich für seine westfälischen Besitzungen zum Beitritt geneigt. Für die Kurmark war er an den Kurfürsten von Sachsen gebunden. Der Reichsgedanke schien nach den bisherigen Äußerungen nicht erstorben. Der Wiener Hof und die habsburgischen Generäle beobachteten die Bemühungen des Markgrafen mißtrauisch und abwartend. Schließlich kam es zur Frankfurter Association (1697) von fünf vorderen Kreisen. Bayern schloß sich aus. Der Kurfürst von Sachsen lehnte den Beitritt ab, worauf sich auch Brandenburg zurückzog. Der Krieg ist immer die große Probe für Völker, Staaten und Bündnisse. Das Frankfurter Bündnis bestand sie nicht. Im Feldzug von 1697 waren die Kreise lässig, die vereinbarten Truppenkörper aufzustellen. Selbst im Schwäbischen Kreis wurde die Opferwilligkeit zermüht; der Bischof von Konstanz setzte sich an die Spitze der Unlustigen. Es blieb eine Reichsarmee übrig, die nach dem Tod Ludwig Wilhelms jeden Feuers und jeder Kraft entbehrte. Friedrich der Große bewies dann, daß nur der Weg Preußens gangbar war.

Die allgemeine Ermüdung der Gegner ließ es zum Frieden von Rijswick kommen (20. September 1697). Bei den Verhandlungen wurde um Straßburg gerungen. Ludwig XIV. erwies sich geneigt, es an das Reich zurückzugeben, wenn man ihm Freiburg und Breisach ließe. Ludwig Wilhelm schrieb in einem Gutachten: „für Deutschland ist diese Stadt zu nichts anderm als einer beständigen Sicherung des Friedens. Für Frankreich aber ist selbe eine immer offenstehende Kriegspforte, woraus solches, so oft es nur gern will, mit seiner Macht in das platte Land losbrechen kann.“ Freiburg und Breisach waren habsburgischer Hausbesitz. Der Kaiser bemühte sich also nicht um Straßburg. Schließlich gab Ludwig XIV. Freiburg und Breisach an Österreich zurück, Kehl und Philippsburg dagegen an das Reich. Kehl kam dann vom Reich an den Markgrafen. Der Sohn Karls IV. erhielt das Herzogtum Lothringen zurück. Die unter Wilhelm III. von Oranien aufkommende Macht Englands zwang den „Sonnenkönig“ dazu. Trotz dieses Gewinns gegenüber Nymwegen sprach das Volk vom „Frieden Reißweg“. Die bisher nur in einem zwanzigjährigen Waffenstillstand anerkannten Reunitionen wurden jetzt dem Franzosen von Kaiser und Reich endgültig bestätigt.

Die Erbschaft Karls II. von Spanien hatte einst die Häuser Habsburg und Bourbon in jenem Geheimvertrag zusammengeführt, der den Großen Kurfürsten lahmlegte, als er mit der brandenburgischen Kriegsmacht im Elsaß gegen Turenne stritt. Jetzt entzündete sie den Spanischen Erbfolgekrieg. Wilhelm von Oranien brachte das Bündnis Englands, der Niederlande und Österreichs gegen Frankreich zustande. Am Oberrhein wurde um die Vormacht in Europa, aber auch um Habsburgs Ansprüche in Italien gestritten. Markgraf Ludwig Wilhelm übernahm wieder das Kommando am Oberrhein. Er wußte aus schmerzlicher Erfahrung, wie wenig schlagfertig die Reichstruppen waren. So legte er eine Verteidigungslinie an, welche den Schwarzwald sperren sollte. Sie führte von Säckingen über Sankt Blasien, am Feldberg und dem Höllental vorbei zur Gutach, dann über Hausach, Hornberg, Wolfach nach Freudenstadt, am Murgtal entlang bis zur Enz. Die Bauern des Schwarzwalds und Schwabens hätten sie als Landwehr halten sollen. Aber die unselige Entwicklung von Jahrhunderten, zuletzt noch der Ausgang des Bauernkrieges von 1525, hatten ihnen die Mannhaftigkeit ausgetrieben; sie waren unfriederisch geworden. Da gegen hielt der Markgraf selbst die Linien, welche er zur Sperrung des Rheintals von Bühl nach Stollhofen angelegt hatte.

Kurfürst Max Emanuel von Bayern verriet in diesem Ringen das Reich; er schloß sich dem König von Frankreich an. Die Franzosen marschierten unter Marschall Villars am Rheinknie vor, um sich mit den Bayern zu vereinigen. Endlich durfte Ludwig Wilhelm wieder eine Schlacht schlagen wie einst gegen die Türken. Der Kampf von Friedlingen nahe Leopoldshöhe (4. Oktober 1702) brachte keine klare Entscheidung. Und doch wurde er in seiner Auswirkung zum Sieg. Villars mußte vom Vormarsch abstehen.



Friedrich

Die
... ..
... ..
... ..

Die
... ..
... ..
... ..



... ..
... ..
... ..
... ..

Handwritten signature

Die Festung Kehl fiel, von den zaudernden Reichsständen im Stich gelassen, den Franzosen in die Hände (März 1703). Marschall Villars ging bei Kappel über den Rhein und marschierte auf Herbolzheim. Marschall Tallard vollzog den Übergang bei Kehl. Ludwig Wilhelm hatte in Kastatt in den Winterquartieren gelegen. Er warf 24 000 Mann, darunter die verbündeten Holländer unter General Boor, in die Bühl-Stollhofer Linien. Er ließ die Schleusen sperren und das Vorgebiet überschwemmen. Villars versuchte, über den Schwarzwald zu gehen und den Markgrafen im Rücken zu fassen. Er fand die Höhen besetzt und drang nicht durch. Tallard stürmte die Linien drei Tage lang (23. bis 25. April 1703). Der Angriff blieb endlich liegen. Friedrich Koth hat in seinem Drama „Der Türkenlouis“ lebendige Bilder aus diesem Ringen gegeben. Ganz Deutschland, Holland und England atmeten nach dem Sieg des Markgrafen auf. Ludwig Wilhelm, der wie einst bei Salankemen wieder an jeder bedrohten Stelle mitten in den Kampf gesprungen war, durfte voll berechtigten Stolzes sagen, daß der Verlust der Linien unfehlbar den Ruin von ganz Deutschland nach sich gezogen haben würde. Die Stände des Reichs ernannten ihn zu ihrem Generalfeldmarschall.

Villars gelang es dann, von Offenburg aus durch den Schwarzwald zu dringen. Die Entscheidung wurde an die Donau verlegt. Drei Feldherren von Rang fanden sich hier gegen die verbündeten Franzosen und Bayern: der Herzog von Marlborough, Führer der Engländer, Prinz Eugen von Savoyen und Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden. Nach dem Beschluß des Kriegsrates sollte Prinz Eugen in die Bühl-Stollhofer Linien abmarschieren. Marlborough und Ludwig Wilhelm traten zur Schlacht von Donauwörth an (2. Juli 1704). Der Markgraf erstürmte mit seinen deutschen Regimentern den Schellenberg und brachte die Entscheidung. Hier empfing er die Wunde, von der er sich nicht mehr erholen sollte. Er mußte endlich den Kriegsschauplatz verlassen, um an den Quellen des Taunus Erholung zu suchen. Er fand sie nicht. In seinem Schloß zu Kastatt schloß er die Augen (4. Januar 1707). Sein Land durfte er der getreuen Gut seiner Gemahlin Augusta Sibylla überlassen. Sie hat das Schloß Favorite nahe Kastatt geschaffen. Ludwig Wilhelm hatte einst dem Prinzen Eugen den Weg in das habsburgische Heer gebahnt. Als ein Schatten lag es über seinem Ende, daß sie einander schließlich nicht mehr verstanden. Und doch übernahm Prinz Eugen die Gut Deutschlands, bis dann der große Friedrich erschien.

Die Ordnung ist der Quell der Siege. Ordnung,
von Gott geübt zu Anbeginn der Schöpfung,
dem Menschen beigegeben, eingepreßt,
damit er leben könne, herrschen könne
ob all der tausend schädlich wirren Dinge.
Wenn Zucht und Ordnung fallen, stürzt die Welt. —
Ihr Herren, die Kaiserliche Majestät
hat mich an diesen Oberrhein gestellt,
der also oft umkämpft als Tage sind
und jetzt in kurzem schon zum zweitenmal
vom Blute rot ist, dessen Strudel aber
ein treues Abbild sind von diesem Reich
und Heer. Läßt mir der Himmel Zeit, ihr Herren —

Um Spanien geht es nicht, es geht um Deutschland.
Die Vormacht in Europa will Versailles.
Der Westen kommt herauf, er nahm den Osten
als Werkzeug schon im raschen Türkenkrieg,
wo fränkisch Gold und Bourbonns Instruktoren
den Heiden halfen, hoffend wohl, am Rhein
hätt' Asien haltgemacht. — Läßt mir der Himmel
Kraft,
will ich dies träumerische Volk der Deutschen
aufstützen, die Arme doch, die Arme
zu einem zuverlässigen Schwerte machen.
Das stärkere Schwert regiert die alte Erde.
Und über Wenn und Aber steht die Pflicht.

Der Markgraf in „Der Türkenlouis“ von Friedrich Koth, Führerverlag, Karlsruhe.

I.

Dumpf dröhnend hämmerte das Feuer der französischen Batterien auf die Südbasteien der feste Breisach. Die unausgesetzte Beschießung der Verteidigungswerke mochte der Besatzung deutlich genug zeigen, daß sich die französische Belagerungsarmee für diesen 5. September 1703 einen entscheidenden Schlag vorgenommen hatte. Der junge Herzog von Burgund, der Enkel des Sonnenkönigs, setzte seinen ganzen Ehrgeiz daran, als erster die schmachliche Kette von Niederlagen und Demütigungen der letzten Jahre endlich zu zerreißen und den harrenden König, ehe er es hoffen konnte und durfte, mit der Siegesbotschaft zu überraschen, daß das mächtige Tor zum Haus der deutschen Nation erbrochen, daß der Schlüssel des Reiches in Frankreichs Hände gefallen sei. Ihm zur Seite der rastlose Greis, Vauban, der geniale Festungsbaumeister seiner Zeit, der einst in den Jahren der französischen Herrschaft die Festungswerke der Stadt nach modernen Grundsätzen erneuert und ausgebaut hatte und so vor allen in der Lage und berufen schien, den Weg zur Wiedergewinnung der Festung freizumachen. Darum donnerte Stunde um Stunde das Feuer der feindlichen Batterien so unerbittlich auf die Bastionen, darum trieb der Gegner unermüdlich und durch keinen Verlust geschreckt seine Laufgräben näher und näher an die Werke heran, durch die der Einbruch in die Stadt erfolgen sollte. Schon am Morgen zerfetzte der Eisenhagel der feindlichen Salven die große Einlaßschleuse, durch die den tiefen Festungsgräben das Wasser des Stromes zugeleitet wurde. Eine wichtige Waffe war damit dem Verteidiger aus der Hand geschlagen. Ihn schien eine lethargische Ruhe wie ein lähmender Damm zu einer verhängnisvollen Untätigkeit zu verdammen, zu einer Untätigkeit, die den Argwohn eines vorsichtigeren Gegners hätte wecken können. Kaum mochte der Feind es selber glauben, daß man ihm so leichten Kaufes dies stärkste deutsche Bollwerk in den Oberrheinlanden überlassen könnte. Die Artillerie der bedrohten Festung allerdings setzte den Belagerern schwer zu; sie schoß mit einer verblüffenden Sicherheit, selbst der Gegner mußte ihre Überlegenheit anerkennen und wußte doch nicht einmal, daß der größte Teil der ausgebildeten Bedienungsmannschaft gefallen war und durch Infanteristen ersetzt werden mußte. Aber der Belagerer fühlte wohl die Schwäche der gegnerischen Führung, die keine entscheidenden Entschlüsse zu fassen schien, und das befeuerte seinen Mut. Wer hätte auch erwarten können, daß der Verteidiger den Angreifer so gut wie ungehindert und ohne nennenswerten Verlust an die Umwallungslinien würde herankommen lassen! Am Nachmittag führte dann die konzentrierte Beschießung der südlichen Basteien zu einem neuen Erfolg: Der Wall der oberen Rheinschanze wurde aufgerissen, die Bresche in kurzer Zeit so verbreitert, daß

der Belagerer nicht länger zu zaudern brauchte, den Übergang über den Graben sofort zu erzwingen und zum Sturm auf die Bastei selbst zu schreiten. Jeder fühlte, daß jetzt der Augenblick der Entscheidung unmittelbar bevorstand. Der Herzog und Vauban mochten sich die Köpfe darüber zerbrechen, was der Verteidiger wohl plane; würde er sich endlich aus einer zuwartenden, tatenlosen Haltung zum wuchtigen Gegen Schlag aufraffen, würde die Nacht den längst erwarteten großen Ausfall bringen? Oder sollte nur der Angreifer wissen, daß hier der Donner der Geschütze nicht das Spiel um den Besitz irgendeiner Stadt begleitete, daß man hier um das Schicksal eines deutschen Landes rang?

II.

In seinem Stabsquartier geht Breisachs Gouverneur, Graf Arco, unruhig auf und ab, die Haltung nachlässig und gebeugt, in den Zügen zerquälte Unentschlossenheit; dann und wann fährt ein leichter Windhauch durch die geöffneten Fenster herein und weht einzelne Papiere von dem großen Arbeitstisch, der mit Karten und Schriftstücken bedeckt ist. Über den Rhein und die jenseitigen Ufer zaubert die untergehende Sonne ihr herbstliches Gold und verklärt mit einem müden Licht den scheidenden Tag.

Auf beiden Seiten haben die Batterien das Feuer eingestellt; drüben rüstet der Gegner zum Sturm für den kommenden Tag. In einer Ecke des dämmerigen Raumes kauert in einem Sessel in sich zusammengesunken Graf Marsigli, der Stellvertreter des Kommandanten. Regungslos scheint er vor sich hinzubrüten, nur sein späherndes Auge verfolgt unablässig das Mienenspiel des Gouverneurs. Die dunkle Unruhe einer schweren Entscheidung schwebt mit dem Sinnenden durch den Raum.

Wie zufällig fällt Graf Arcos Blick auf den Arbeitstisch und bleibt dort auf einem Schriftstück haften, das zuoberst auf einem Berg von Papieren ausgebreitet liegt. Zerstreut greift er darnach, beginnt zu lesen; ein Zucken geht über sein Antlitz, und gebannt folgt das Auge den Zeilen: „Also gebe ich Ihm die positive Ordre, sich bis auf alle erdenklichen Extremitäten zu wehren; da der Feind anders, als mit dem Degen in Hand und über die Bresche in dessen anvertraute Festung kommen würde, ich mit Ihm keineswegs zu Frieden sein, sondern zu aller Verantwortung ziehen würde.“ So sprach der Güter des Reiches am Oberrhein, Markgraf Ludwig von Baden. Schweigend reicht Graf Arco das Blatt seinem Gegenüber. Der wirft einen flüchtigen Blick darauf und legt es beiseite. Langsam erhebt er sich und greift nach einem Stoß von Papieren. „Hier sind die schriftlichen Gutachten unsrer Offiziere, die Ihr angefordert habt. Sie besagen so gut wie ohne Ausnahme, daß bei gegen-

wärtiger Lage die Stadt nicht länger zu halten, und daß unverzügliche Kapitulation dringend anzuraten sei. Damit seid Ihr gedeckt, wenn man Euch zur Verantwortung ziehen würde. Ich wüßte nicht, wer Euch unter solchen Umständen einen Vorwurf sollte machen können.“ Graf Arco ahnt, daß dieser Konflikt sein Schicksal bedeutet, doch fehlt ihm die Kraft zum starken Entschluß. Er will noch zuwarten, will am andern Morgen die Meinung der tüchtigsten Offiziere noch einmal hören und vergißt darüber ganz, daß man schicksalhafte Entscheidungen nicht mit Meinungen, nicht mit Abstimmung und Mehrheitsbeschlüssen fällt.

Der kommende Tag vollendet das verhängnisvolle Geschehen. Kurz nach Mittag steigt auf Wällen und Bastionen die weiße Flagge empor; das Feuer schweigt, und die Verhandlungen über die Kapitulation beginnen. Der Herzog weiß, was ihm, was seinem Lande und seinem König der Gewinn der Stadt bedeutet und beweist in allen Fragen der Übergabe dem Gouverneur alles nur erdenkliche Entgegenkommen.

Die Besatzung darf mit Waffen und Troß, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel die Festung frei und ungehindert verlassen und in der Richtung nach Freiburg abziehen. Die Großzügigkeit, mit der dem Unterlegenen alle soldatischen Ehren zugestanden werden, beweist deutlich genug, wie unerwartet der leichte Erfolg dem Sieger kam. In der Stadt spricht man sogar von Verrat. —

Der Bedeutung des Erfolgs entsprechend hält der Herzog einen pompösen Einzug in der wiedergewonnenen Stadt. Mit einer großzügigen Geste sucht er sich gleich die Gunst der Bürgerschaft zu gewinnen: eine Kanonenkugel hatte das Münstergewölbe beschädigt; der Sieger läßt den Schaden ausbessern und sogar einen neuen Altar in der Kirche aufstellen, allerdings nicht ohne dort die Lilien des französischen Königshauses anbringen zu lassen und seine Großmut durch eine Gedenktafel zu verherrlichen: „Ludwig, Herzog von Burgund, Eroberer und Retter dieser Stadt, wandte den unbedeutenden Schaden, welche ein in diese Kapelle eingeschlagenes Geschöß gegen seinen Willen anrichtete, in Gewinn um, indem er freigebig Gelder beisteuerte, mit denen er den Erstlingen seiner Siege in diesem Gotteshause und auf diesem Altare die Weihe verlieh.“

III.

Über den Dächern von Versailles rauschte der eintönige Rhythmus des Herbstregens hin. Vor allen Fenstern hing es wie ein grauer Schleier. Ein ungewisses, schattenvolles Licht geisterte durch die hohen Räume. Noch ferner erschien heute der Wirbel der Hauptstadt, das zankerfüllte Gelärme. Der König arbeitete. Ein Schreiben seines Enkels lag vor ihm. Mit stolzen Worten meldete der Jüngling darin die Einnahme Breisachs und sparte dabei nicht an klingendem Eigenlob. Unbeweglich blieb des Königs Gesicht. Sein Blick aber wanderte hinaus durch das graue Dämmerlicht des Herbsttages, durch die Regenschleier des verhangenen Himmels, als wollte es draußen die weiten Räume erschließen, die jetzt die neblige Wolke barg. Noch einmal vernahm er die Botschaft: Breisach gehört uns! Und von neuem bezwang ihn der Bann der alten Gedanken, und vor seinen schwei-

fenden Blicken stieg das Lilienbanner seines Hauses über dem Strom der Deutschen empor; es flatterte im Frühwind über den Türmen des Heidelberger Schlosses und triumphierte über der Kreuzblume des Freiburger Münsters. Sollte nun doch noch zur Wirklichkeit werden, was er schon längst zer schlagen gewähnt? All seine großen Pläne hatten sie ihm zerbrochen, seinen brennenden Ehrgeiz gedemütigt, sein Wollen vereitelt. Nun sollte ihm am Ende doch noch dieser Jüngling den Schlüssel zum Tor seines Wunschlandes geben. Fast unwahrscheinlich erschien es auch ihm, daß man ihm die Feste so leicht überlassen haben sollte. Wer kannte den Hüter des Reiches nicht, den Türkenbezwinger, diesen Ludwig von Baden, der ihm noch erst im vorigen Jahre Landau entriß!

Der König läutet nach seiner Umgebung. Die Hauptstadt, das Land soll wissen, daß Frankreichs Stern noch immer hell am Himmel des Kriegsglückes leuchtet, feiern soll das Volk den Sieg seiner Waffen. In dem Kabinettschreiben an die Hauptstadt spiegelt sich die politische Bedeutung dieses Ereignisses. „Der wichtige Platz Breisach, den wir im Interesse des Friedens abgetreten hatten, ist nun glücklich unserer Herrschaft wieder unterworfen worden. Wir sind durch die Eroberung um so angenehmer berührt, als sich bei der gegenwärtigen politischen Lage besondere Vorteile daraus ziehen lassen. Die Belagerung wurde von unserem Enkel, dem Herzog von Burgund, durchgeführt, der in dem ganzen Feldzuge die volle Entschlossenheit, die Einsicht und den Eifer zeigte, wie man dies nur von einem erfahrenen Befehlshaber wünschen kann. Indem wir Gott für einen so raschen und glücklichen Erfolg danken, ordnen wir an, daß ein Tedeum in der Metropolitankirche unserer Stadt Paris gesungen werde!“

Am Morgen des 21. September 1703 weckten die donnernden Salven zahlreicher Batterien die Einwohner aus dem Schlaf. Paris feierte an diesem Tage Breisachs Einnahme: einer der wichtigsten Schlüsselpunkte der europäischen Politik war erneut an die französische Krone gefallen. In „Notre Dame“ beging man den Tag mit einem prunkvollen Hochamt, und als festliche Woge rauschte das Tedeum durch die weite Halle. Sprühend und knatternd schrieb am Abend ein prächtiges Kunstfeuerwerk seine farbenfrohe Schrift an den dunstigen Nachthimmel. Ob wohl sehr viele von denen, die da jubelten und zum Spiel der Freudenfeuer jauchzten, überhaupt genau wissen mochten, wo dieses Breisach lag, ob sie etwas ahnten von den Menschen, von dem Volkstum, von der Kultur und Geschichte jener Landschaft?

Des Königs Blick allerdings sah weiter. Die Erfahrungen seiner langen Regierung, die zahllosen Mißerfolge, die seine Politik gerade hier am Rhein erfuhr, hatten ihm manche Lehre gegeben. Er wußte, daß es seine Aufgabe sein mußte, die Dauerhaftigkeit des neugewonnenen Besitzes in der Zuverlässigkeit der Bevölkerung zu verankern. Dies konnte aber nur durch Entwurzelung des heimischen Volkstums geschehen. So erschien kaum vier Wochen nach der Einnahme der Stadt der erste französische Lehrer, aus der Amtssprache verschwand in kurzer Zeit das Deutsche völlig, selbst die Ratsprotokolle und die Verfügungen des Bürgermeisters bedienten sich der französischen

Sprache. Hier lag allerdings der entscheidende Fehler in der Rechnung des Eroberers. Was er auf diesem Gebiete erreicht und geschaffen, blieb Tünche und Fassade. Hinter ihr aber regte sich kraftvoll der Strom des heimischen Volkstums, um bei der nächsten Gelegenheit unbekümmert und unverdorben wieder hervorzubrechen.

IV.

Im abendlichen Dunstgewoge, das vom Tal aufsteigend an den Bergen emporwallte, schwelte die goldene Flut der Abendsonne wie ein erstickendes Feuer. Fast gespenstisch schob sich durch den Dampf des sinkenden Tages der Zug der Dreitausend auf der Heerstraße nach Rheinfeldern fort. Ein unheilvolles Raunen ging vor den Verteidigern Breisachs her, es eilte durch die Dörfer am Weg, es flog in die Stadt voraus, und aus Gassen und Winkeln starrten neugierige Blicke den traurigen Heerzug an, und boshaft zischte es aufreizend hinter der Kolonne drein: „Verräter! Verräter!“ So ging es auf dem ganzen Marsch ins neue Quartier: Bregenz. Wohl zuckte manchem wackeren Kriegsknecht die Faust nach dem Degengriff; die ruhmreichen Namen ihrer Regimenter, die Namen Baden und Bayreuth brannten in den ehrlichen Soldatenherzen, die Fahnen, die zu ihren Häuptern flatterten, rauschten von Sieg und Ehre, die in zahllosen Waffengängen mit ihnen waren. Sollten sie den Schimpf ruhig hinnehmen, Verräter sich schelten zu lassen? Wohl ballte sich die Faust und wie in heimlichem Grimm schwoh die Hornesader auf der Stirn, doch schnell senkte sich der flammende Blick und suchte trüb den Boden: hatte nicht der Befehl gelautet, daß nur über ihre Leiber des Feindes Weg in die feste führe? Und dann hob sich im stillen wohl manche Faust gegen den Führer, der da vorne einsam und still an der Spitze ritt und dumpf vor sich hindrütend seinem Schicksal entgegensah.

Wie ein Fanal war die Kunde von Breisachs Fall in den deutschen Landen aufgeflammt, selbst in Wien hatte es den Kaiser aus seiner Untätigkeit und die verstaubten Räte aus ihrer mumienhaften Ruhe aufgeschreckt; denn diesmal galt es nicht nur das Schicksal des Reiches: Das Haus Habsburg selbst war von diesem Schlag getroffen, Habsburgs unerbittlicher Todfeind hatte die Tür der vorderösterreichischen Lande eingerannt und ein Einfallstor in den eifersüchtig gehüteten Machtbereich geschaffen. In ohnmächtiger Wut brauste der Kaiser auf: Würde er seine ganze Macht zusammenraffen, würde er seine besten Soldaten, seine fähigsten Feldherrn aussenden, um die Schmach vom Ehrenschild der deutschen Waffe zu tilgen, um das verlorene Vorwerk wieder zu gewinnen, um über dem alten Schicksalsstrom den Adler des heiligen Reiches wieder aufsteigen zu lassen?

Ein Kriegsgericht wurde berufen, das den Grafen Arco, Marsigli und die andern Offiziere aburteilen sollte. Hart und unerbittlich mußte der Spruch sein; denn niemals konnte diese Tat verziehen werden. So war es des Kaisers Wille und Entscheid. Kein Widerspruch erhob sich, wie eine einzige Stimme verdammten sie alle den Mann, der Breisach dem Feind überliefert hatte. Wohl lagen vor dem Gericht die Gutachten sämtlicher Offiziere auf dem Verhandlungs-

tisch, wohl berief sich Arcos Verteidigungsschrift auf ihr erfahrenes Urtheil, es konnte keine Gnade für ihn geben, und so sprach ihm das Urtheil das Leben ab. Den Grafen Marsigli traf nur eine Ehrenstrafe: „Herr Graf Marsigli soll seines Dienstes entlassen seyn, mit Prostitution ihm sein Degen zerbrochen und hingeworfen werden, unfähig zu kaiserlichen Diensten erkannt seyn.“

Marsigli war Bologneser; was mochte ihn wohl das Schicksal der deutschen Nation viel kümmern? Er begab sich nach seiner Entlassung in päpstliche Dienste und brachte es dort nach einigen Jahren sogar zum Generalleutnant der päpstlichen Truppen.

Den Grafen Arco aber sollte die ganze Schwere des strengen Kriegsrechtes treffen. Er wurde sogleich nach seiner Ankunft in Bregenz gefangengesetzt. Ein verhängnisvoller Stern bestimmte seinen Lebensweg. Die flammende Entrüstung, die Breisachs Preisgabe überall in den deutschen Landen ausgelöst hatte, mochte ihm hinreichend gezeigt haben, was er zu erwarten hatte. Die drohende Wolke des Verderbens zog sich immer dunkler und unausweichlicher über seinem Haupte zusammen. Indes in der feindlichen Hauptstadt die Freudenfeuer aufflammten und das Tedeum durch die Kathedrale rauschte, saß er trübe und hoffnungslos in seinem Kerker und sah müde hinaus in den festlichen Glanz des Herbstes, der über den Bergen und den fliehenden Gestaden des Bodensees hing.

V.

Stunde um Stunde hatte Graf Arco auf eine Depeche aus Wien gewartet, die einen Aufschub oder eine Aussetzung der Exekution bringen würde. Er wußte wohl, daß seine Freunde alles darangesetzt hatten, um ihm beim Kaiser Gnade zu erwirken. Er selbst hatte noch einmal in einer ausführlichen Darlegung versucht, sich zu rechtfertigen. Doch immer näher kroch das eisige Schweigen des Todes an ihn heran, immer ferner rückten die Freunde, immer tiefer sank mit dem verwehenden Herbst vor dem Gitter seines Kerkers das Leben in ein abgründiges Nichts, aus dem nur manchmal zu höhnischer Frage verzerrt das Antlitz seines Richters auftauchte, ihn teuflisch anstierte, um dann langsam im herbstlichen Nebel ins Wesenlose zu zerfließen. Manchmal wuchs auch in seinen wirren Träumen die Stadt seines Schicksals vor ihm empor, zu seinen Häupten dröhnten mächtig die Glocken des Münsters, am Fuß der Mauern rauschte der Rhein, und von den gegenüberliegenden Forts donnerten die Salven der Feinde herüber. Dann sah er wieder vor den Kolonnen seiner Truppen die Fahnen aus der besiegten Feste fliegen, und die gellenden Fanfaren zerschnitten die unheimlich lastende Stille, die sein Verlies umfing. Oftmals war ihm, als poche eine eilige Hand hastig an die Tür; verstört fuhr er dann aus seinem Brüten auf und starrte nach dem Eingang des Gelasses; Hoffnung, längst versunkene, sollst du dich doch noch erfüllen?

Nun schrillte das Glöcklein in den trüben Morgen hinaus, verloren irte des Priesters Gebet durch die düstere Zelle, das Blinken und Funkeln des Kreuzes schmerzte die matten Augen, und rücksichtslos rasselte der Karren des Senkers über das Pflaster des Hofes.

Draußen vor den Toren der Stadt, um den öden Richtplatz drängten sich schon die neugierigen Gaffer und konnten nur mit Mühe von den scheltenden Soldaten zurückgedrängt werden. Jemandeiner äußerte die Befürchtung, es möchte am Ende doch noch eine Depesche kommen, die im letzten Augenblick die Menge um das sehnlichst erwartete Schauspiel bringen könnte.

Indessen ritt Graf von Thüngen, der Kommandant der Hauptstadt des Vorarlberger Landes, mit einigen Offizieren seiner Umgebung durch die Straßen hinaus zur Richtstätte. Ihm war die Durchführung der Exekution übertragen worden. Unterwegs holte ihn in fliegender Eile ein Reiter ein und übergab ihm ein Schreiben. Der Graf nahm das Pergament entgegen, mit raschen Blicken erkannte sein Auge das Siegel der kaiserlichen Kanzlei. Dann steckte er die Depesche zu sich und ritt gleichgültig weiter. Wante er den Inhalt des Briefes nicht, oder ließ er dem bösen Geschehen mit voller Absicht seinen Lauf? Fand am Ende gar hier persönlicher Haß Gelegenheit, sein Werk zu Ende zu führen? Jetzt war Graf Arcos Schicksal besiegelt: an seinem Haupte allein sollte Breisachs Fall geföhnt werden, und — Ironie des Schicksals — er fällt nicht einmal im gerechten Aus-

gleich für seine Schwachheit, oder sein feiges Verzagern, sondern durch die Nachlässigkeit des Verantwortlichen — oder etwa durch die Privatrache eines persönlichen Gegners?

Graf Thüngen ritt von der Richtstätte nach Hause. Unterwegs öffnete er das Schreiben, das man ihm zuvor überreicht hatte. Es besagte, daß dem Grafen Arco, falls das Urteil im Augenblick des Eintreffens dieser Mitteilung nicht schon vollzogen sei, Pardon gewährt werden solle. Thüngen schien bestürzt und überhäufte sich mit Selbstvorwürfen wegen seiner Nachlässigkeit. Wieder und treuherzig berichtet der Chronist der Stadt Breisach darüber: „Hierauf seufzte General von Thüngen: Ach, lieber Arco, hätte ich doch allzugleich diesen Brief geöffnet, hättest Du den Kopf noch! Ach, jetzt ist es zu spät. O, mich Unbedachten! NB. zu wissen, daß Herr von Thüngen eine verdeckte Feindschaft gegen den Grafen Arco in seinem Gemüth hatte, somit die Gelegenheit benutzte seine Rache auszuüben.“

Wer möchte als sichere Wahrheit bezeichnen, was die Chronik mit anekdotischer Gesprächigkeit berichtet, wer möchte mit zwingenden Gründen beweisen, daß nicht so dies Schicksal um Breisach sich vollendete?

An die deutsche Jugend.

Von Georg Schmidt.

Jugend, einst sollst du die Fahne tragen,
Jugend, hernach sollst du Deutschland sein!
Das ist mehr als die Trommeln schlagen,
Mehr als der Fackeln lodernder Schein.

Ewiges ist nicht an Außerem zu messen,
Deutschland wuchs stets nur aus Opfer und Pflicht;
Wenn wir das Beispiel der Toten vergessen,
Werden wir fallen aus Freiheit und Licht.

Niemals aus Willkür und starker Gebärde,
Nur aus der Jucht kommt ein männlich Geschlecht;
Wer euch nicht harten Gehorsam lehrte,
Ist ein Verführer und führt euch schlecht.

Ja, nur aus Jucht und nur aus Bescheiden,
Nur aus dem Streben nach höherem Bild
Werdet ihr euch für die Zukunft bereiten,
Immer zum letzten Dienste gewillt.

Jugend, einst wirst du die Fahne tragen
Mitten durch eine feindliche Welt,
Juchtvoll und tapfer und ohne zu zagen,
Nicht in Gebärden, in Taten ein Held.

Zur Mehrzahlbildung auf -s im Deutschen.¹

Es ist ein großes Gesetz der Natur, das auch in der Sprache Anomalien und Mängel neben den uns erkennbaren Regeln bestehen lassen will, ja es wäre ohne dieses keine Verschiedenheit und Besonderheit der aus einem Quell geflossenen Mundarten denkbar, wogegen die vollständige, gleichartige Entwicklung aller Wurzeln, wie jeder unmäßige Reichtum, wieder arm machen würde.

Aus der Vorrede zur Deutschen Grammatik von Jakob Grimm, I. Band, Kassel, 1818.

Jakob Grimm in sprachlichen Zweifelsfällen grundsätzlich zu befragen, ist heute wieder recht angebracht. Die Haltung der zeitgenössischen neuromantischen Sprachwissenschaft ist jener aus den Tagen der Klassik und Romantik sehr verwandt. Beide zeichnen sich aus durch das Bekenntnis zur Sprache ihrer Gegenwart und zum volkhaften Sprachbegriff. Die Brüder Grimm und mit ihnen alle Sprachbessenen ihrer Zeit, wie z. B. Wilhelm von Humboldt, faßten Sprache als Leben und Bewegung, nicht als etwas Totes, Abgeschlossenes oder Stillstehendes. Daher sträubten sie sich auch dagegen, die Spracherscheinungen in Regeln einzufangen und davor jeden andern Sprachgebrauch gesetzgeberisch zu untersagen, der sich einer regelnden Verallgemeinerung nicht beugte. Ein solcher Standpunkt läßt auch heute noch unbefangen und leidenschaftslos umstrittene Spracherscheinungen beurteilen.

Nur in einem Punkt waren sie empfindlich, den sie überaus ernst nahmen: den Sprachgeist (Wilh. von Humboldt: die innere Sprachform). Was gegen den Geist der Muttersprache verstieß, wurde bekämpft. In derselben Haltung sehen wir die heutige Sprachwissenschaft: Der beste Kampf um die arteigene Sprache ist die Pflege der angestammten Sprache unter Ausschluß alles Artfremden, namentlich in der Formenlehre, wo sich die Überfremdung gefährlicher und nachteiliger auswirkt als in der Wortlehre.

Die Mehrzahlbildung durch -s kann im Deutschen nicht in Bausch und Bogen verworfen werden. Von Fall zu Fall muß entschieden werden, ob sie berechtigt ist oder nicht. Aus der Formenreihe Jungens, Mädels,

¹ Der Artikel ist durch einen Amtsgenossen angeregt worden. Benützt wurden: G. Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache (Pauls Grundriß der germanischen Philologie, 4. Auflage, 1916), § 371. S. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte, 5. Auflage, 1920, § 282, 2. L. Sütterlin, Die deutsche Sprache der Gegenwart, 5. Auflage, 1923, § 192. Th. Steche, Neue Wege zum reinen Deutsch, 1925, S. 133 f. Th. Steche, Die neuhochdeutsche Wortbiegung, I. Teil, 1927, §§ 60, 115, 142. K. Schneider, Was ist gutes Deutsch?, 1930, S. 17 f., 24, 69.

Kerls, Tricks, Shecks, Tunnels, Skis, Bürgermeisters, Thomas, Trupps, Stelldicheins schälen sich fünf Gruppen heraus: 1. was aus der Mundart stammt, 2. was sich durch die Umgangssprache eingebürgert hat, 3. gespaltene Mehrzahlformen mit verschiedener Bedeutung aus der Hochsprache, 4. nicht abänderungsfähige Hauptwörter, 5. jüngere Lehnwörter.

1. In nordwestdeutschen Mundarten ist die Mehrzahlbildung mit -s noch heute gebräuchlich und zwar bei Hauptwörtern, die (auf die Endung -er) eine Tätigkeit bezeichnen: die Fahrers, die Lehrers. Wenn die geschichtliche Erklärung solcher Formen im Altniederdeutschen gesucht wird (dagos = Tage, hirdios = Sirten, fiscarios = Fischer), kann es sich nur noch um schwache Nachklänge handeln, die von Einfluß gewesen wären; denn im Mittelniederdeutschen waren diese Formen so gut wie verschwunden. Mit ziemlicher Sicherheit wird diese Endung, die im 15. Jahrhundert in den nordwestdeutschen Mundarten neu vorkommt, auf französisch-niederländischen Ursprung zurückgeführt. Aus den niederdeutschen Mundarten drang dann die Mehrzahlendung -s in die Hochsprache vor. Namentlich im 18. Jahrhundert finden wir häufig Formen wie die Mädchens, Nachfolgers, Parks, fräuleins, Bräutigams. Bei Goethe² lesen wir von Bräutigams, armen Jungens und braven Kerls, sogar von zwei Wesens, bei Schiller³ von fräuleins, Mädels und Uhus. Klopstock und Lessing schreiben von Generals und setzen ausländische und deutsche Eigennamen mit dieser Endung in die Mehrzahl: die Boileaus, die Bodmers, die Tellheims. Im 19. Jahrhundert verlor sich diese Bildungsweise immer mehr, sie wurde noch gehört in den Reden Kaiser Wilhelms II. und in der Umgangssprache.

2. Ob sich nun aber die Mehrzahlform auf -s in der heutigen Umgangssprache (z. B. die Thomas) aus diesem ursprünglich auf niederdeutsche Mundarten eingeschränkten Gebrauch herleitet, wird mit Recht bezweifelt. Aus dem Französischen kann sie deshalb nicht gut hergeleitet werden, weil dort die Eigennamen auf diese Weise nicht in die Mehrzahl gesetzt werden. Bei R. Bazin, La terre qui meurt, heißen die Angehörigen der Familie Lumineau: les Lumineau. Die allgemeine Ansicht geht dahin, daß dieses Mehrzahl-s aus dem 2. Fall der Einzahl in die Mehrzahl übertragen worden ist. Danach läge nur eine äußere Übereinstimmung zwischen den beiden Mehrzahlbildungen auf -s vor. Die Mehrzahlform die Thomas bezeichnet die Familie in ihrer Gesamtheit (mit Ver-

² Vgl. Anzeiger für deutsches Altertum, XX, 310.

³ Reiche Belege bei Pfeleiderer, Die Sprache des jungen Schiller, Paul-Braune-Beiträge, 28, 341. Von dem Lieblingswort der Sturm- und Drangzeit — Kerl — bildet Schiller drei Mehrzahlformen: Kerl — Kerls — Kerle.

wandten und Vorfahren). Die Wendung die Thomas wohnen wäre hervorgegangen aus Thomas Leute oder Angehörige wohnen. Die Form Thomas ist dann also 2. Fall Einzahl und nur durch Weglassung des zugehörigen übergeordneten Hauptwortes zu einer scheinbaren Mehrzahlform geworden. Geläufig ist — auch in der Schriftsprache — die Wendung bei Bürgermeisters, wir gehen zu Pastors (vgl. engl. go to the shoemaker's)⁴.

3. Wo die Mehrzahlbildung mit -s Verwechslungen verhütet und sogar bestimmte Wortdeutungen eingeleitet hat, kann sie nicht entbehrt werden: so sind die Trupps eben etwas anderes als die Truppen. Nicht nötig ist es dagegen, von Häuserblocks zu reden, wo doch die regelmäßige deutsche Mehrzahlbildung Blöcke den Vorteil der größeren Anschaulichkeit für sich hat. Auch die großen Blocks der Kompanien sind nicht so anschaulich wie die großen Blöcke der Kompanien.

4. In die Schriftsprache gedrungen ist diese Mehrzahlbildung bei nicht abänderungsfähigen Wörtern: die Ahas, Achs, Ohos (Grüße und Lebewohls bei Goethe), Neins, Abers, Vergifmeinnichts, Stellscheins, Zurras. Diese Gruppe ist aber so klein und geringfügig, daß sich ein Sprachfeldzug gegen sie mit dem Ziele der Ausrottung nicht lohnt. Sie sind da und mögen als Gesetzwidrigkeiten mit dem Grimmschen Gleichmut hingenommen werden. Man hört und liest ebenso oft die Mehrzahl solcher Wörter ohne -s.

5. Die Einbürgerung eines Fremdwortes fängt an mit der muttersprachlichen Lautwiedergabe und ist abgeschlossen mit der muttersprachlichen Abänderung (vgl. Ski—Skis—Schis—Schier). Bei neuzeitlichen Lehnwörtern aus dem Englischen (die Streiks, Dock's, Start's, Tunnels) oder aus dem Französischen (die Kais, Onkels, Bais, Orders) wird die noch bis zur Jahrhundertwende beibehaltene Mehrzahlendung der Ursprungssprache mehr und mehr zu Gunsten einer muttersprachlichen Bildungsweise zurückgedrängt. Von dem Wort film kennen wir nur mehr die Mehrzahl filme; Starte, fräcke sind uns geläufig. In absehbarer Zeit wird die Form Schacke eingebürgert sein. Vorläufig bildet das niederdeutsche Wort Wrack seine Mehrzahl noch seiner Ursprungssprache gemäß: Wracks; Wracke zu schreiben und zu sagen, wird niemand anstößig finden. Die endgültige Einbürgerung der Fremdwörter als Lehnwörter erfolgt durch ihre Aufnahme in die muttersprachlichen Abänderungsklassen. Männliche und sächliche Wörter werden stark gebeugt: die Streife, Raie, Docke, Tunnel; weibliche Wörter erhalten die schwache Endung -en: die Baien, die Ordern. Ich be-

⁴ Diese Vermutung ist zuerst ausgesprochen worden von O. Behaghel, Heinrichs von Veldeke Encide, S. LXXXVI f. Wir bekennen uns zu dieser Herleitung für die Wendungen die Thomas usw. Dagegen sprachen sich aus Joh. Franck, Anzeiger für deutsches Altentum, VIII (1882), 32; und M. J. van der Meer, Paul-Draume-Beiträge, 40 (1915), 525 ff. Beide scheiden nicht zwischen verschiedenen Fällen, sondern nehmen einen gemeinsamen Ursprung für das Mehrzahl-s an. Franck läßt es seit dem 13. Jahrhundert aus Flandern entlehnt sein, nach van der Meer ging der Anstoß doch von der altsächsischen Form aus, nicht von dem 2. Fall der Einzahl. Die Übereinstimmung zwischen den zwei Formen soll die Entwicklung begünstigt haben.

zweifle, ob sich der Vorschlag für die Mehrzahl von Onkel durchsetzen wird: die Onkeln (um ein Unterscheidungsmerkmal gegenüber der Einzahl zu haben).

Wenn sich im Deutschen die Mehrzahlbildung auf -s einbürgern konnte, muß das aus drei Merkmalen deutscher Sprache überhaupt erklärt werden. Ob wir dieses Verhalten nun tadeln oder loben, steht hier zunächst nicht zur Besprechung; es gilt, Tatsachen festzustellen: 1. Fremdwörtern gegenüber verhält sich unsere Sprache übermäßig höflich, d. h. sie behält zunächst die Rechtschreibung und die Abänderung in der Art der Ursprungssprache bei. 2. Unsere Sprache ist die formenreichste unter den abendländischen; so ist es verständlich, daß neben den drei vorhandenen Bildungsweisen (durch -e, -en und -er, 3. T. noch mit Umlaut) dazu noch das Bedürfnis nach einer vierten Art der Mehrzahlbildung aufkommen konnte. 3. Unsere Hochsprache steht — stärker als andere Sprachen — unter dem immerwährenden Einfluß von seiten der Mundarten, der Berufssprachen und sogar der Umgangssprache.

Erklärungen können uns aber nicht hindern, eine aus der Fremdsprache übernommene Bildungsweise zurückzudrängen, auch dort, wo sie sich (wie bei Mädels, Jungens, Kerls) über eine Mundart eingeschlichen hat. Die Formen Jungens und Mädels sind gekreuzte und gehäufte Mehrzahlbildungen (Kontamination und Pleonasmus). In der Bedeutung Knabe, Sohn ist Junge ein volles Hauptwort und heißt in der Mehrzahl Jungen. Im Gegensatz zu einem Alten ist der Junge ein hauptwörtlich gebrauchtes Beiwort und bildet demgemäß seine Mehrzahl: Alte und Junge. Das Wort Mädel bildet in der Mundart, aus der es in die Schriftsprache gedrungen ist, seine Mehrzahl mit Mädeln (vgl. Dirndel — Dirndeln). Wenn schon ein Wort aus einer Mundart in die Schriftsprache übernommen wird, wäre es zum mindesten angebracht, daß dann die Mehrzahl desselben Wortes der Ursprungsmundart gemäß gebildet wird. Da aber in der Schriftsprache die Mehrzahl der Verkleinerungswörter auf -chen und -lein unverändert bleibt, brauchen wir die der niederdeutschen Mundart entsprungene Bildungsweise gar nicht mit einer andern Mundartform zu bekämpfen. Die richtige Mehrzahlform ist Mädels.

Stecke erlaubt die Mehrzahlbildung auf -s als Sammelbezeichnung für mehrere Verwandte gleichen Namens: die Brüder Grimm, Humboldt, Schlegel dürfen auch bezeichnet werden als die beiden Grimms, Humboldts, Schlegels⁵. Auch wo die Berühmtheit von zwei Brüdern überhaupt der Familie fehlt, bezeichnet die Mehrzahlform die Gesamtheit der Familie; dabei schwankt die Bildung zwischen der Endung -s oder einer der gebräuchlichen Mehrzahlbildungen im Deut-

⁵ Sütterlin möchte diese Endung ganz vermieden oder doch sehr vorsichtig und höchstens in Fremdwörtern benützt wissen. A. Schneiders Regelung, die Grimme und nicht die Grimms, die Bismarcke und nicht die Bismarcks usw. zu sagen, behagt mir nicht. Die letzte Entscheidung liegt in Gründen des Wohllautes und kann deshalb nicht allgemeinverbindlich gefällt werden. Eher stimme ich ihm zu, beim übertragenen Gebrauch von Künstlernamen für die Bilder nur von den Böcklin, Leibl, Menzel, nicht von Böcklins, Leibls, Menzels zu sprechen.

schen: Die Thomas, die Hohenzollern, die Zeppeline, die Golbeine, die Böckline. Bei Thoma verbietet sich eine deutsche Bildung wegen des vokalischen Ausgangs, und so wird in dem Fall mit Recht die Endung auf -s gewählt.

Vorsicht ist geboten nicht bei Formen wie die Thomas, sondern bei Jungens und Mädels. Von sprachwissenschaftlicher und schulischer Seite muß darauf gesehen werden, daß die mit den Fremdwörtern übernommene Mehrzahlbildung nicht überhand nimmt; sie muß abgedrosselt werden, damit sie sich am Ende nicht noch auf andere deutsche Erbörter überträgt. Eine fremdsprachige Ableitungssilbe ist für die Muttersprache gefährlicher als ein Fremdwort. Das Fremdwort kann ersetzt werden; wird aber die fremdsprachige Ableitungssilbe nicht ausgemerzt, wuchert sie weiter, zumal wenn sie — wie im vorliegenden Fall — den Vorteil der Einfachheit und Verallgemeinerung für sich hat. In der Gesellschaft der Mamas und Papas, der Leutnants und der Chefs kommen die Jungens und Mädels so häufig vor, daß sie leicht zur Ursache für gleiche Bildungen bei andern Wörtern werden können. Die deutsche Sprache hat es dank ihres Formenreichtums und der mannigfachen Ableitungssilben nicht nötig, sich noch weitere Bildungsweisen von andern Sprachen zu erborgen. Es sind meist immer nur solche Nachahmungen, die den deutschen Formenreichtum eibebnen (vgl. die Besteigung des Hohentwiel). Die Gefahr der Abänderungserstarrung ist da und muß behoben werden. Die Wendung nach den letzten Mitteilungen des „Führer“ ist gelesen (der Anführungsstriche wegen) verständlich, aber unmöglich im Deutschen, wenn man sie hört. Hier muß das Geschriebene wieder auf seinen Ursprung, die gesprochene Sprache, zurückgeführt werden; dann können die Anführungsstriche die fehlende Abänderung nicht ersetzen!

Wörter wie Kerl, Junge, Mädels sind deutsche Wörter und müssen füglich deutsch abgeändert werden: Kerle, Jungen, Mädels. Der bisher mit der Mehrzahlbildung Kerls, Jungens usw. verbundene Begriff des Schneids

braucht deshalb nicht verloren zu sein. Wem die Formen Jungen und Mädels nicht verwegend genug, vielleicht zu bürgerlich-brav klingen, der mag bedenken, daß in der Lautform Mädels — abgesehen von ihrer sprachgeschichtlichen Berechtigung — für uns Deutsche eben doch wertvollste und artgemäßeste Herzens- und Seeleninhalte mitschwingen, die wir erhalten wissen wollen. Ich glaube, daß sich Reichsminister Rud. Hess etwas gedacht hat, als er seine Ansprache an die deutsche Jugend anlässlich der Übernahme in die Partei mit der Anrede eröffnete: Deutsche Jungen! Deutsche Mädels! Die Entschuldigung ist nicht angängig, daß es sich bei der Form Mädels um eine muttersprachliche Mundartererscheinung handle — die aber nachgewiesenermaßen aus einer Fremdsprache stammt. Und zudem: Wo blieben wir da mit der Reichs- und Hochsprache, wenn auf diesem Wege auch noch andere deutsche Mundarten ihre Sonderbelange anmeldeten? Zu trennen ist hiervon die s-Endung bei Familiennamen, die nicht, wie wir oben gesehen haben, der ausländischen Mehrzahlendung gleichzusetzen ist, sondern als muttersprachlich gewachsene Abänderung aus der Einzahl in die Mehrzahl übertragen worden ist. Soweit die Feststellungen und unsere Verhaltensmaßnahmen. Der letzten Entscheidung auch über diese Formen beugen wir uns im Geiste J. Grimms (aus der Vorrede zur deutschen Grammatik): „Die Sprache hat mancherlei Schaden erlitten und muß ihn tragen. Die wahre, allein zuträgliche Ausgleichung steht in der Macht des unermüdetlich schaffenden Sprachgeistes, der wie ein nistender Vogel von neuem brütet, nachdem ihm die Eier weggetan worden; sein unsichtbares Walten vernehmen aber Dichter und Schriftsteller in der Begeisterung und Bewegung durch ihr Gefühl. . . . Der Geist aber, welcher gewaltet hat, wird auch ins Künftige fühlen, wieviel des Fremden bleiben könne oder dürfe und wo die Zeit erscheine, da das noch Anstößige abgelegt werde, wenn wir nur selbst Herz und Sinn, was die Hauptsumme ist, der das übrige nachfolgt, unserem Vaterland getreu bewahren.“

Deutsche jenseits der Grenze.

Volksdeutsche Rundschau. / Von E. Maenner.

Deutscher sein heißt dem deutschen Volke zugehören. Dies ist die entscheidende Tatsache, die den völkischen Pflichtenkreis unseres Daseins von der Geburt bis zum Tode umreißt und unserem nationalen Leben Schwung und Kraft, Weihe und Würde verleiht. Wir können es uns gar nicht scharf genug einprägen, daß das Wort „deutsch“ kein staatsbürgerlicher, sondern ein völkischer Begriff ist. Es umfaßt alle Menschen deutschen Blutes, ob sie in den schirmenden Grenzen des

Reiches ihre Heimat haben oder ob es ihr Los ist, draußen in der Welt unter fremder Obrigkeit zu leben und schließlich sie zur großen deutschen Volks- und Schicksalsgemeinschaft zusammen. Aus dieser grundlegenden Erkenntnis heraus ist der Auslandsdeutsche Deutscher wie wir selbst. Er ist unser Bruder, unser Volksgenosse, und er steht uns als solcher so nahe wie der Deutsche im Reich. Wer diesen einfachen und darum überzeugenden Gedankengang ehrlich zu Ende denkt — und

das Können und müssen wir alle! — wird sich darüber klar sein, daß das Auslandsdeutschum, Blut von unserem Blute und Geist von unserem Geiste, einen unveräußerlichen Teil unserer Volksgemeinschaft bildet. Er muß den Blick aus dem Bereiche des deutschen Kernstaates in die weltumspannende Weite des deutschen Volkstums lenken und mit lebendiger innerer Teilnahme den Lebenskampf seiner Volksgenossen im Auslande verfolgen, deren Wirken für die politische, wirtschaftliche und kulturelle Weltgeltung des gesamtdeutschen Volkes von überragender Bedeutung ist. Er wird es für ein selbstverständliches Gebot unserer Zeit halten, daß wir Deutsche im Dritten Reich aus der Kraft unseres neuerstarkten völkischen Hochgefühles nicht nur staatliche, sondern auch völkische Aufgaben zu erfüllen haben.

*

Nicht deutsche Minderheiten, sondern deutsche Volksgruppen im Ausland! Noch vielfach wird in der reichsdeutschen Öffentlichkeit, in der Presse, im Rundfunk und in Vorträgen, die Wendung „deutsche Minderheit im Ausland“ gebraucht, und so kann man z. B. den Ausdruck „die deutsche Minderheit in der Tschechoslowakei“ hören, obwohl diese angebliche Minderheit mit ihren dreieinhalb Millionen Seelen in jenem buntgemischten Völkerstaate nur von den Tschechen an Zahl übertroffen wird und das weite slawische Volk des Landes, die Slowaken, weit hinter sich läßt. Machen wir doch in Wort und Schrift endlich Schluß mit dem blutleeren Begriff „deutsche Minderheit“, in den sich nur allzuleicht ein Unterton der Minderwertigkeit, der Geringschätzung und der Vernachlässigung mischen kann! Die Auslandsdeutschen selbst lehnen ihn ab, um jene Gefühle nicht in ihren eigenen Reichen, aber auch bei den führenden Völkern ihrer Staaten nicht aufkommen zu lassen. Sie bekennen sich stolz zum deutschen Volkstum, aus dessen Kraft sie ohne die schützende Hand eines eigenen Staates ihr Dasein behaupten, und so nennen sie sich, weil sie sich als lebendige Glieder unseres Volkskörpers empfinden, deutsche Volksgruppen im Ausland. Machen auch wir uns dieses klare, eindeutige, dem Wesen unserer Zeit entsprechende Wort zu eigen! Sprechen wir daher, wenn wir von den dreißig Millionen Volksgenossen außerhalb der beiden deutschen Staaten Deutschland und Österreich reden, nicht mehr von deutschen Minderheiten, sondern nur noch von deutschen Volksgruppen im Ausland!

*

Ungarn, dessen über 500 000 Seelen zählendes Deutschum eine der stärksten deutschen Volksgruppen des Auslandes bildet, ist dieses Jahr wieder das Ziel zahlreicher deutscher Reisegeellschaften aus dem Reich. Reiseämter, Zeitungsverlage, die NS-Kulturgemeinde laden die Öffentlichkeit zu ihren Ungarnfahrten ein, und es gibt viele, die es gelüftet, das schöne Budapest kennenzulernen, in den Fluten des Plattensees zu baden oder gar einen Streifzug in die Puszta zu machen und so, wie sie meinen, echt ungarisches Leben an der Quelle zu schauen und zu genießen.

Sind solche Fahrten nach Ungarn berechtigt? Wir können diese Frage guten Gewissens mit „Ja“ beantworten. Ungarn, unser alter Waffengefährte aus dem Weltkrieg, steht seit über tausend Jahren mit dem Deutschen Reiche in engen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Wechselbeziehungen, und das dieses Jahr abgeschlossene deutsch-ungarische Kulturabkommen weist deutlich den Weg, den beide Staaten auch in Zukunft zu beschreiten gewillt sind. Es kann daher dem gegenseitigen Sichverstehen und guten Einvernehmen nur förderlich sein, wenn beide Völker einander besuchen und neben den sachlichen Belangen auch die rein menschlichen Verbindungen pflegen. Dieses „Ja“ steht aber nur dann ganz zu Recht, wenn der Reisende aus dem Reich sich darüber klar ist, daß er in Ungarn vor allem seiner volksdeutschen Pflicht zu genügen hat. Volksdeutsche Pflicht, was ist das? Ich meine damit, daß er es als etwas Selbstverständliches betrachtet, seinen deutschen Landsleuten in Ungarn die Hand zum Gruße zu reichen, mit ihnen trauliche Zwiesprache

zu pflegen, sich über ihre Lage aus eigener Anschauung zu unterrichten und sich so ein ungetrübbtes Urteil über den schweren Kampf zu bilden, den unsere deutschen Volksgenossen ungarischer Staatszugehörigkeit um ihre gesetzlich gewährleisteten Rechte führen müssen.

Wie leicht hat es der reichsdeutsche Reisende, sich in alle diese Dinge zu vertiefen! In Budapest kann er sich des „Deutschen Volksboten“ und der „Neuen Heimatblätter“, der beiden Hauptstellen der volksdeutschen Bewegung in Ungarn, bedienen — und unmittelbar vor den Toren der ungarischen Hauptstadt liegt das kerndeutsche Siedlungsgebiet der Ofener Berge mit seinem bodenständigen donau-bayerischen Bauerntum wie ein voller Früchtekranz deutschen Lebens vor ihm. Sollte man es für möglich halten, daß es noch immer reichsdeutsche Reisegeellschaften gibt, die aus Unkenntnis oder Gleichgültigkeit achtlos am ungarländischen Deutschum vorbeigehen, als ob dieses gar nicht vorhanden wäre? Man kostet das ungarische Gulyas und den Paprika, man labt sich an den feurigen Weinen dieses Landes, man berauscht sich an Zigeunermusik und Csardas, man singt ein Loblied auf die reizende Budapesterin — ja, man begeistert sich als unverbesserlicher Schwärmer sogar für die Puszta. Man hat aber weder einen deutschen Bauer zu Gesicht bekommen, noch eine schwäbische Gemeinde besucht —, geschweige denn einen Laut über die Nöte und Sorgen des ungarländischen Deutschums gehört. Wie ist dies zu erklären? Viele reichsdeutschen Reisegeellschaften begehen den großen Fehler, daß sie ihre Ungarnfahrten ausschließlich in Verbindung mit einem ungarischen Reiseamt durchführen. Der Reiseplan wird daher in der Regel nach rein ungarischen Gesichtspunkten aufgestellt, und es darf uns nicht wundern, daß hierbei das Deutschum in Ungarn zu kurz kommt. Können wir verlangen, daß ein ungarisches Reiseamt sich um dieses Deutschum kümmert, wenn wir selbst es nicht tun? Es hat keinen Zweck diese Dinge zu beschönigen — hier muß einmal ein offenes Wort gesprochen werden. Man merke sich: Wer nach Ungarn reist, wende sich vorher an den Volksbund für das Deutschum im Ausland, an das Deutsche Auslandsinstitut in Stuttgart, an den Deutschen Reiseendienst in Berlin oder an die volksdeutschen Mittelstellen in Budapest und lasse sich sachgemäß beraten. Vor allem aber lerne er im Geiste der Volksgemeinschaft denken und stelle seine Reise von vornherein unter den volksdeutschen Leitgedanken. Dann wird er mit einem guten Pfunde völkischen Wissens seine Fahrt antreten. Dann wird ihm niemand Sand in die Augen streuen — dann wird er, von der richtigen Gesinnung geführt, von selbst den Weg zu seinen deutschen Volksgenossen in Ungarn finden, die verlangen dürfen, daß man sich ihrer als vollberechtigter Mitglieder der deutschen Volksgemeinschaft annimmt — dann wird er empfinden, wie beglückend wahr das schöne Wort ist: „Achte jedes Mannes Volk, — doch das deinige liebe!“

*

Es ist in der Tat keine Übertreibung, wenn wir der Auffassung sind, das deutsche Volk in Ungarn stehe in einem schweren Kampf um seine Selbstbehauptung. Sein wichtigstes völkisch-kulturelles Problem, die Schulfrage, ist noch immer ungelöst. Zwar hat die Regierung Gömbös vor Monaten eine Verordnung erlassen, welche die völlig unhaltbaren Schulverhältnisse der deutschen Volksgruppe in Ungarn regeln soll. Nach dieser Verordnung, die von den Führern der volksdeutschen Bewegung als nicht genügend bezeichnet wird, sollen die drei bisherigen Volksschultypen, besonders der berüchtigte Typus C, in dem das Deutsche nur Lehrgegenstand, aber nicht Unterrichtssprache war, verschwinden und einer einheitlichen gemischtsprachigen Schulform das Feld räumen, der leider auch der zwar nur in etwa 40 Gemeinden eingeführte fast rein deutschsprachige Typus A zum Opfer fallen wird. Es wird aber noch viel Wasser die Donau hinunterfließen, bis diese Verordnung in die Wirklichkeit umgesetzt ist, zumal Ungarn der einzige aller Nachfolgestaaten der Donaumonarchie ist, dessen Deutsch-

tum weder über eine eigene Lehrerbildungsanstalt noch über ein Gymnasium verfügt und somit ein ordnungsgemäß vorgebildeter deutscher Lehrer- und Erzieherstand erst geschaffen werden muß. Der Ungarländische Deutsche Volksbildungsverein, ehemals unter der Führung unseres badischen Landsmanns Dr. Jakob Bleyer ein Hort des Deutschtums, ist seit dem allzufrühen Tode seines tatkräftigen Führers immer mehr in das amtliche Fahrwasser der ungarischen Regierung geraten und kann nicht mehr als volksbewußte Vertretung des ungarländischen Deutschtums betrachtet werden. Die Führer der volksdeutschen Bewegung, die in ihrem Volke nicht etwa „németajku magyarok“, d. h. „deutschsprachige Ungarn“, sondern ein lebendiges Glied der großen deutschen Volksgemeinschaft sehen, werden auf das heftigste befehdet und verleumdet, und man schreckt gegebenenfalls auch vor brutaler Gewalt nicht zurück. So wurde einer der ihren, Dr. Heinrich Mühl, im Mai dieses Jahres auf einer Gendarmeriewachstube zuerst mit Stiefeln getreten und dann mit einem Ochsenziemer so lange bearbeitet, bis er blutüberströmt zusammenbrach, und einen anderen unerschrockenen Vorkämpfer des ungarländischen Deutschtums, den früheren Generalsekretär Dr. Franz Basch, verurteilte das oberste ungarische Gericht Ende Juni wegen angeblicher Schmähung der ungarischen Nation zu fünf Monaten Gefängnis, weil er es gewagt hatte, in einer Volksversammlung seine ehrliche Meinung über die von allen Seiten her betriebene Namensmagyarisierung zu äußern — ein Urteil, das jeder deutsche Volksgenosse als Schmach am eigenen Leibe empfinden muß. Wenn wir uns zu allem vergegenwärtigen, daß es in Ungarn eine Gesellschaft für Namensmagyarisierung gibt, die es als „patriotisches Ziel“ bezeichnet, sämtliche nichtmagyarischen Familiennamen in eine magyarische Form umzuschmelzen — wenn wir uns vor Augen halten, daß ein ungarischer Geistlicher in seinem Kirchenblatte neben der Pflicht, das Evangelium zu verkünden, diejenige des Magyarisierens als die vornehmste erklärte — wenn wir uns daran erinnern, daß die ungarische Öffentlichkeit den volksbewußten Deutschen, er mag dem Staate noch so treu dienen, kurzerhand zum „Pangermanen“ und Hochverräter stempelt — wenn wir daran denken, wie selbst Dr. Jakob Bleyer, in dessen lauterer Persönlichkeit sich Treue zum ungarischen Vaterlande und Treue zum deutschen Volkstum zu einem vollendeten Ganzen vermählt hatten, zu seinen Lebzeiten in gehässiger Weise von seinen Widersachern angegriffen wurde, ja bis über das Grab hinaus geschmäht wird, so sind dies Tatsachen und Erscheinungen, die uns sehr bedenklich stimmen, und wir müssen leider feststellen, daß diese ungerechte und außenwie innenpolitisch gleich unkluge Nationalitätenpolitik für uns in einem unvereinbaren Gegensatz zu der betonten Freundlichkeit steht, die weite Kreise des Ungartums dem Deutschen Reiche entgegenbringen.

*

Das Deutschtum des rumänischen Banates ist zwar auch nicht auf Rosen gebettet. Es kann sich aber auf kulturellem Gebiete doch freier regen und verfügt über ein gut ausgebautes, eigenständiges Schulwesen. Neuer konnte die große Studienanstalt Banatia in Temesvar, in deren vier Stock hohem Hause ein deutsches Gymnasium, eine Lehrerbildungsanstalt, eine Seminarübungsschule und ein Studienheim für 250 Zöglinge untergebracht sind, auf ihr zehnjähriges Bestehen zurückblicken. Geschaffen aus dem Opfergeiste des Banater Deutschtums, das nach langem völkischem Niedergang sich in letzter Stunde zu seinem deutschen Bewußtsein zurückfand, verkündet das mächtige Gebäude, das in ganz Rumänien seinesgleichen sucht, sinnenfälliger, was ein in sich einiges und geschlossenes Volk aus der Kraft seines Lebenswillens zu gestalten vermag, und es ist uns, als spräche aus diesem Stein gewordenen Werke völkischer Selbstbehauptung das schöne Wort des Führers: „Wir wollen

wahren die ewigen Fundamente unseres Lebens — unser Volkstum und die ihm gegebenen Kräfte und Werte“

*

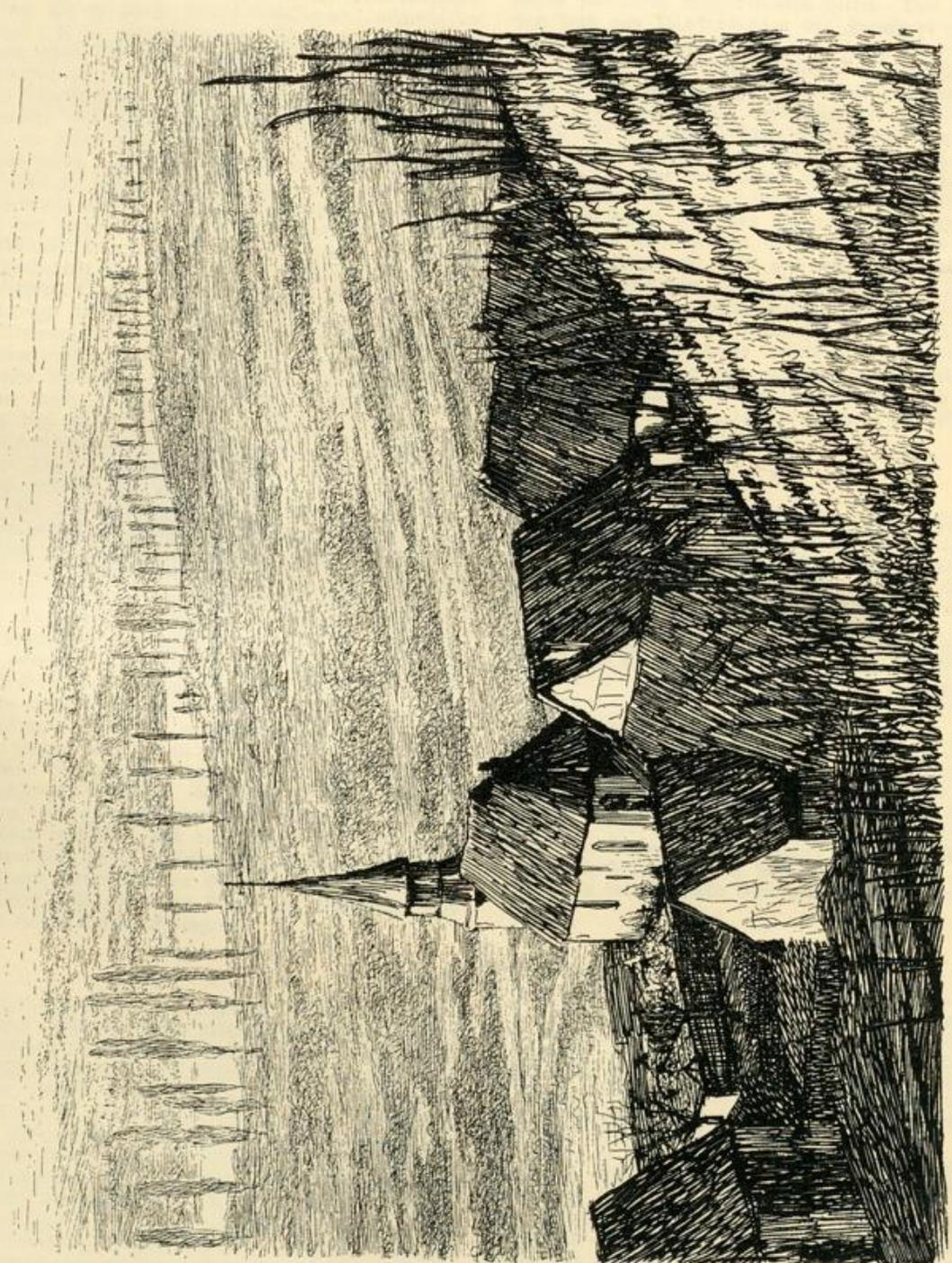
Als lieber Gast hat sich bei mir in schmuckem Festgewande und in einem Umfang von 113 Seiten die Jubiläumsausgabe der siebenbürgischen „Kronstädter Zeitung“ eingefunden, die ein ungemein reichhaltiges Bild vom kulturellen und politischen Wirken, vom gewerblichen und künstlerischen Schaffen des im Karpathenbogen siedelnden Sachsenvolkes bietet. Vor 100 Jahren von dem aus Wehrheim bei Frankfurt a. M. stammenden Buchdruckergehilfen Johann Gött gegründet, der „auf der Walz“ nach Kronstadt kam, spiegelt die Zeitung — sie ist die älteste in ganz Rumänien — hundert wechselvolle Jahre sächsischer Volksgeschichte wieder und hat ebenso wie die von Johann Gött gekaufte und noch in Besitze der Familie befindliche berühmte Sonnerusdruckerei eine bedeutsame völkische und kulturelle Arbeit geleistet. Es spricht für den Ernst und die Gewissenhaftigkeit dieses deutschen Unternehmens, wenn es seine Festnummer in folgendem Ausblick ausklingen läßt: „Die Leiter der Druckerei Gött und der ‚Kronstädter Zeitung‘ werden sich mit dem stolzen Bewußtsein, die älteste Buchdruckerei und die älteste Zeitung Rumäniens zu haben, nicht begnügen, sondern wollen jederzeit bestrebt sein, durch zielbewußte, gewissenhafte Arbeit zu zeigen, daß deutscher Geist hier im Osten Europas lebt und bestrebt ist, nicht nur seinem eigenen Volkstum, sondern auch den Nationen und dem rumänischen Staat fortwährend neue produktive Werte zu schaffen.“

*

Festliche Stimmung herrscht in der jugoslawischen Batschka, dem fruchtbaren Schwemmland zwischen Donau und Theiß, wo diesen Spätsommer nicht weniger als 16 deutsche Gemeinden das Fest ihres 150-jährigen Bestehens feiern. Es sind in der Hauptsache pfälzische Siedelungen, die zur Zeit Josephs II. gegründet wurden und sich dank dem unermüdligen Fleiße ihrer Bewohner und der Ergiebigkeit des Bodens zu herrlichen Gemeinden entwickelt haben. „Ungarisch Palz han ich die Batschka getauft, weil so viel fröhliche und lustige Leut dritt wohnen.“ So hat der Pfarrer der Gemeinde Bülkes, Jörg v. d. Schwalm, seine Heimat genannt, und er trifft damit den Nagel auf den Kopf. Denn hier lebt ein unverfälschter Pfälzer Menschenschlag, und die Landsleute aus der Saarpfalz, die, vom VDA. aufgerufen, dieses Jahr wiederum in stattlicher Zahl an den Jubiläumsfeiern teilnehmen, werden bestimmt an ihren Stammesbrüdern in der Batschka ihre helle Freude haben.

*

Das nächste Jahr aber kommt Saderlach daran im rumänischen Banat — das einzige alemannische Dorf dieses Gebietes, das sein altes Volkstum praktisch bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Es ist die Gemeinde, wo die Nachfahren der Angele, Eisele und Oberle, der Binkert, Morath und Stritt hausen. Wer in das Dorf kommt, das 1737 auf den Trümmern einer alten ungarischen Gemeinde neu errichtet wurde, meint eher im Hohenwalde als in Rumänien zu sein. „Chemmetine“, sagen die Leute zu ihm, und ist er durch das „Gätterli ins Hus inegange“, so sitzt er bald vor einem Glas „Wi“, läßt sich den „Schunke“ oder die „Schibling“ munden und hört die „Wiber, Buebe un' Maidli uf Saderlacherisch“ reden. Die badische Heimat schaut mit berechtigtem Stolz auf ihre Tochtergemeinde im Banat — es darf heute schon als sicher angesehen werden, daß insbesondere das alemannische Oberland freudigen Herzens an der 200-Jahrfeier dieser „urchten“ Hohenwalde teilnehmen wird, mit der es seit dem Badischen Heimattag 1930 wieder in lebendiger Verbindung steht.



Germann Daur

Kirchlein am Xbein